

JOHN MASEFIELD

Seezigeuner Gry



SPRINGER FACHMEDIEN WIESBADEN GMBH

Seezigeuner Gry



John Masfield

Seezigeuner Bry

Die Kaperung eines Schiffes

Berechtigte Übertragung aus dem Englischen
von Friedrich Lindemann

Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

**Der englische Originaltitel lautet:
„The Taking of the Gry“**

ISBN 978-3-663-06686-6

ISBN 978-3-663-07599-8 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-07599-8

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1938

Druck von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

Über den großen Geschehnissen des Weltkrieges sind uns die Vorgänge des Bürgerkrieges von Santa Ana heute schon fast völlig aus der Erinnerung gekommen. Aber damals, 1911, waren kriegerische Ereignisse, und selbst solch ein kleiner Bürgerkrieg, für die Zeitungen noch eine „Sensation“: Das eine oder andere seiner Geschehnisse wurde geradezu zum Gespräch des Tages. Vor allem der Vorfall mit der „Gry“ wirbelte mächtig viel Staub auf.

Gerade darüber aber könnte ich euch mehr erzählen als irgendwer sonst. Ich will es auch tun. Ich will es hier einmal aufschreiben, ehe ich zu alt dazu werde. Denn ich war selbst dabei. Damals haben die Zeitungsschreiber zwar alles Mögliche um die Geschichte herumgeheimnist, so als ob sie wunder was gewesen wäre. In Wirklichkeit aber war alles ganz einfach.

Ihr kennt doch alle die Ostküste von Mittelamerika, die Tierra Firme. Heutzutage macht man ja sogar schon Wintererholungsreisen dorthin. Und mit Recht. Jede einzelne dieser Republiken ist ein kleines Wunder für sich. Meruel, im Osten und noch ziemlich unerschlossen, besitzt Berge von Eisen; Santa Barbara, westlich davon, ist schwerreich an Kupfer, und Santa

Ana, wieder westlich davon, birgt alle möglichen Schätze. Darüber hinaus, noch weiter nach Westen, folgen dann die sogenannten alten Republiken, das heißt die, die sich zuerst von Spanien losgesagt haben. Es gibt kein bewunderungswerteres Land als Spanien und keines, das sichtbarere Spuren seiner Herrschaft hinterlassen hätte. Überall, wohin Spanien seinen Fuß gesetzt hat, findet man drei Dinge: eine Geschichte, einen Glauben und einen Adel.

Ich bin Seemann von Beruf. Doch vom ersten Augenblick an, als ich mein Patent gemacht hatte, saß mir nur noch der eine Gedanke im Kopf: ich wollte in die Sonne der Tierra Firme. Da bot sich mir durch Zufall die Anstellung auf einem der Green & Silva-Schiffe. (Die Firma hatte ursprünglich Da Silva geheißen, aber der letzte Da Silva heiratete die junge Green.) Ihr habt sicher schon irgendwann einmal etwas von Green & Silva gehört. Sie hatten im Zuckerhandel angefangen und waren damals seit an die hundert Jahre führend in der Ostküstenfahrt. Sie hatten sich Postverträge gesichert und an der ganzen Küste entlang, von Veracruz bis Trinidad, einen ständigen Regeldienst eingerichtet: alle Woche einen langsameren Dampfer, der jeden Hafen mitnahm, und alle vierzehn Tage einen schnelleren Dampfer, der nur die größeren Plätze anlief. Wir waren damals noch die einzige Reederei an der Küste, und die Firma

machte gutes Geld. Alles, was an Passagieren, an Postfachen und Frachten anfiel, kam zu uns. Doch mich interessierte nicht so sehr diese wirtschaftliche Seite. Mich interessierte vielmehr die Küste der Tierra Firme an sich. Ich wollte Lotse werden, denn damals gab es, außer in Santa Barbara, noch nirgends einen amtlichen Lotsendienst. Unsere Leute mußten ihre Schiffe noch selber hafensinnen bringen.

Ich fing an als Vierter auf der „Malinche“, dem ältesten und langsamsten Schiffe der Flotte, aber ich war schon heilfroh, den Posten erwischt zu haben. Gewiß gab es hier und da Fieber, und die Regenzeiten waren manchmal geradezu zum Auswachsen, aber man darf eben auch nicht zu viel vom Leben erwarten. Ich hielt mich dafür schadlos an meiner Lotsentätigkeit. Manche Menschen haben das Glück und sind Lotsen auf einem tausend Meilen langen Strom, aber dann hängt es ihnen womöglich schon lang zum Halse heraus, weil es für sie zu etwas Alltäglichem geworden ist. Ich hatte dieses Glück nur etwa einen um den anderen Tag in der Woche. Doch wenn es kam, dann war es für mich jedesmal wie eine einzelne Perle nach einem langen Stück leerer Schnur.

Ihr könntet es vielleicht nachfühlen, mit welcher Spannung unsereins auf der Brücke seines Schiffes steht, wenn man einen Hafen ansteuert, wenn man nach den Landmarken Ausschau hält oder auf das

Donnern der Brandung über den Klippen lauscht. Für mich gab es nichts Schöneres, als wenn wir uns kurz vor dem Morgengrauen einer Küste näherten. Das Land ist dunkel indigoblau, der Himmel darüber blaß und zart. Der Schein des Topplichtes liegt auf dem Vordeck und der Back. Der Mann am Ausguck lehnt über der Reling. Das Bugwasser rauscht und glimmt. Es gab für mich wirklich nichts Schöneres, als dieses Bild des Vorschiffes und dazu das sichere Gefühl, Männer bei sich zu haben, auf die man sich eifern verlassen kann. In den Brückennocken stehen die beiden Leute mit dem Lot klar zu einem raschen Wurf. Über dem Steuerrad glimmt im Schein der Kompaßlampe das Gesicht des Rudergängers, die Augen unverwandt auf seine Peilung oder auf seinen Kursstrich gerichtet. Vielleicht ist auch der Alte oder der Zweite Offizier neben mir auf der Brücke. Hin und wieder stehen auch Passagiere gerade unterhalb der Brücke oder laufen sich warm in der Kühle und dem Morgentau, oder beobachten das Einlaufen des Schiffes. Manche, ihrer Kraft bewußte Männer lieben es, zu einer Menge zu sprechen und sie mit der Gewalt ihrer Persönlichkeit an sich zu fesseln. Andere wiederum finden Gefallen daran, ein Orchester oder einen Chor zu dirigieren und ein Musikwerk daraus aufklingen zu lassen. Ich für meine Person kenne keine reinere Freude, als ein großes Schiff durch ein

schwieriges und rings mit Riffen besetztes Fahrwasser zu bugstieren, allein in dem Bewußtsein, daß mein klarer Kopf es sicher führen und es ungefährdet an seinen Liegeplatz bringen wird.

Ich kam dadurch eigentlich wie von selbst dazu, daß ich mir im Geiste ein Bild jeder Einfahrt und jedes Hafens anfertigte, nicht nur wie es über Wasser, sondern auch wie es unter Wasser aussah. Ich kannte also schließlich die Küste sozusagen aus der Ansicht des Seehundes und der Lumme und des Fischadlers. Noch heute kann ich, wenn ich die Augen schließe, ein Panorama der Tierra Firme vor mir abrollen lassen, die ganzen tausend Meilen von Las Palmas bis Monte, in den natürlichen Farben und nahezu mit allen Einzelheiten, Kap hinter Kap, Bucht hinter Bucht, Feuer, Seezeichen und Brandungsriffe, und ich sehe sogar noch auf jeder Reede die unterseeischen Klippen vor mir, und kann sogar noch angeben, wieviel Wasser sich zwischen ihnen und meinem Schiffsboden befindet. Wenn ich wirklich einmal in den Himmel kommen sollte, so hoffe ich, daß es auch dort noch einige schwierige oder ungenau vermessene Fahrwasser gibt, so daß ich den Engeln an Bord doch wenigstens zu etwas nütze sein kann.

Von all den Staaten jener Tausend-Meilen-Küste gefiel mir am besten Santa Ana, das westlich an Santa Barbara grenzt. Es ist eine von den neuen

Republiken und nach amerikanischen Begriffen nur klein. Es hat vierhundert Meilen Küste, doch nur wenig Hinterland. Aber es hat ein gesundes, anregendes Klima, ohne Regenzeit, und seine Bewohner sind genau so anregend und bezaubernd wie dieses Klima. Während der letzten einhundertundfünfzig Jahre sind viele Engländer dort eingewandert, von denen einige auch am Unabhängigkeitskriege teilgenommen haben. So ist zum Beispiel der Admirale Browne noch heute auf den santanischen Briefmarken abgebildet.

Diesen Admirale Browne kannte ich schon lange, bevor ich nach drüben ging. Seine Familie stammte aus Wales, und seine Schwester war mit einem Ur-Urgroßvater von mir verheiratet gewesen. Bei uns zu Hause hing ein Miniaturbildnis des Admirale, und als kleiner Junge, als ich noch Briefmarken sammelte, pflegte ich dieses Bild immer mit dem auf den Briefmarken zu vergleichen, das natürlich einen weit älteren Mann darstellte. Ich hörte oft, daß meine Angehörigen, wenn auch in etwas weitläufigen Ausdrücken, von „unseren Verwandten in Santa Ana“ sprachen, denn von dem Admirale lebten noch Nachkommen. Ich hätte allerdings niemals erwarten können, daß ich eines guten Tages einem von ihnen begegnen sollte.

Da Santa Ana ein gebirgig zerrissenes Land mit schlechten Inlandsverbindungen ist, benutzt man hier

vorwiegend den Weg über die See. Es hat daher viele kleine Häfen und daneben zwei große: Santa Ana, die Hauptstadt, und El Puño, den Marinehafen. Unter der spanischen Herrschaft gehörte Santa Ana zur Provinz Santa Barbara, aber als Santa Barbara sich von Spanien losmachte, trennte sich auch Santa Ana wieder von ihm und ist seitdem eiferrüchtig auf seine Unabhängigkeit bedacht. Santa Barbara hat verschiedentlich versucht, es sich wieder zurückzuholen. Dem alten Don Manuel, dem Diktator, wäre es vielleicht sogar gelungen, mit Weisheit und starker Hand einem solchen Versuch zum Erfolge zu verhelfen, aber er starb, und unter seinen Nachfolgern, den zahmen Wahlpräsidenten, wurde es einfach zur Unmöglichkeit, denn durch politische Mißgriffe und ungeschickte Drohungen hatten sie die Santaner so kopfscheu gemacht, daß diese sich daraufhin eine eigene Kriegsflotte bauten. Die beiden Staaten waren daher zwei höchst empfindliche Nachbarn. Green & Silva vertraten die Ansicht, Santa Barbara sollte Santa Ana doch ganz einfach über den Schnabel nehmen. Das war auch die Meinung vieler Engländer. Meine eigene aber stand dem genau entgegen. Seitdem ich die Santaner zum ersten Male kennengelernt hatte, war ich mit dem Herzen ganz auf ihrer Seite und bei ihrer Unabhängigkeit. Sie sind frisch, lebendig, rührig,

energisch und eben ganz andere Kerle als die Barbaraner.

Durch einen seltsamen Zufall hatte ich mich schon als Junge in Gedanken oft mit diesen beiden Ländern beschäftigt. Denn unter den Büchern meines Vaters befand sich auch ein Exemplar von Nathaniell Clutterbuckes „Wunderbarer Reise des Sir Francis Drake“. Es war eines meiner Lieblingsbücher. Vor allem die eine Schilderung konnte ich immer wieder und wieder lesen, wie nämlich Drake die Hafeneinfahrt von Santa Barbara durch einen quer davor gelegten Balken versperrt sieht, und wie er dann eine neue Einfahrt sucht und findet, indem er sie vorsichtig zwischen den Klippen und Riffen auslotet. Durch diese Fahrrinne schleppte er seine Flotte und eroberte die Stadt.

Als ich zu Green & Silva kam, kam ich natürlich auch in jene Häfen, aber ich werde es nie vergessen, mit welcher Spannung ich nach jenen Klippen Ausschau hielt, an denen schon ein Drake vorübersegelt war. Ich erblickte sie zum ersten Male bei brüllendem Oststurm und schwerer Brandung, also gleich in ihrer ganzen Schönheit, und ihr könnt es mir glauben, daß ich daraufhin in meiner ersten freien Minute, und sowie es das Wetter zuließ, dort hinausfuhr, um mir an Hand einer alten Karte jenes Klippengewirr einmal aus der Nähe anzusehen. Diese Karte hatte

der Leutnant D. G. Severine vom Königlich Britischen Vermessungsschiff „Boxer“ im Jahre 1811 aufgenommen, und dieser Severine muß sich ebenfalls besonders für Drake interessiert haben, denn er hatte sich die Mühe gemacht, einmal die Fahrrinne festzustellen, durch die Drake seine Flotte zwischen den Klippen hatte durchbringen können. Er bezeichnet sie denn auch auf seiner Karte mit dem Namen „Drakes Einfahrt“ und gibt am Rande die einleuchtende Erklärung, sie müsse wohl ein Teil einer versunkenen Flußmündung sein, wobei die Fahrrinne als das alte Flußbett und die Klippen als das alte Flußufer anzusehen seien. Zwölf Jahre, vordem ich nach drüben ging, hatte der alte Diktator den Ausbau von Drakes Einfahrt als Zugang zum Marinehafen geplant und auch bereits begonnen, aber seine Nachfolger scheuten die Kosten und die Mühen und ließen die Arbeit liegen.

Ich werde noch mehr über diese Einfahrt zu sagen haben, jetzt nur so viel, daß mich manchmal Schauer einer knabenhaft glücklichen Erregung durchrieselten bei dem Gedanken, daß ich Drakes Einfahrt so nahe war, daß ich an dieser Küste zur See fuhr, daß ich Schiffe hafenein und hafenaus bringen konnte. Sonne und Freiheit fern von Schmutz und Nebel und Armut, im Vollgefühl jugendlicher Kraft: was könnte ein Mann sich mehr erwünschen?

Auf meiner zweiten Reise ostwärts bat ich den Kapitän um die Erlaubnis, das Schiff nach Santa Ana hineinbringen zu dürfen. Da ich ihm bewies, daß ich die Befeuerung und die Seezeichen kannte, ließ er mich machen, und ich schaffte es. Er war keiner von denen, die ihre Anerkennung mit schönen Worten auszudrücken wissen. Zunächst schimpfte er wie gewöhnlich über die Schinderei auf See, dann knurrte er:

„Na, wenn Sie Ihren Weg immer so finden wie diesmal, dann können Sie ja mal Droschkentuschter werden, wenn Sie die Seefahrt an den Nagel gehängt haben.“

Er sagte kein Wort des Lobes, aber später, auf der Weiterfahrt nach Santa Barbara, als wir nebeneinander auf der Brücke standen, fragte er überraschend:

„Kennen Sie die Einfahrt nach Puño?“

„Jawohl, Herr Kapitän“, antwortete ich. „Die zum Handelshafen.“

„So“, sagte er. „Und Santa Barbara?“

„Auch das, Herr Kapitän. Die ganze Keesee und die Einfahrt zum Außenhafen.“

„Sie haben ein gutes Gedächtnis?“

„Für Kartenangaben und für Leuchtfeuer, allerdings, Herr Kapitän.“

„Tja“, knurrte er. „Aber wenn nun die Feuer nicht zu sehen sind, bei Nebel?“

„Dann würde ich versuchen, mich heranzuloten, Herr Kapitän.“

„Ja, ja“, meinte er bitter, „das versuchen wir alle einmal, früher oder später, bis wir den Kahn auf Dreck oder an Grund gesetzt haben, und dann sind wir unser Patent los. Es wird übrigens nach Mitternacht werden, bis wir in Santa Barbara binnen kommen. Na“, sagte er, „wollen doch mal sehen, ob Sie auch das fertigbringen.“

„Vielen Dank, Herr Kapitän. Das kann ich bestätigen.“

„Na, na!“, knurrte er, „man ist ein bißchen allzu vertrauensfelig, solange man noch jung ist, aber wenn man erst einmal vierzig Jahre zur See gefahren hat, dann vertraut man doch am Ende auf nichts anderes mehr als auf festen Boden unter den Füßen. Warum sind Sie eigentlich zur See gegangen?“

„Weil ich Spaß daran hatte“, antwortete ich, „und weil ich mich mit meinem Vater nicht vertragen konnte.“

„Na schön“, knurrte er, „einer, der aus Spaß zur See geht, der holt auch zum Spaß den Teufel aus der Hölle. Und woher wissen Sie das alles? Aus dem Segelhandbuch?“

„Zum Teil, Herr Kapitän. Ich habe mir das Handbuch besorgt, dazu gibt es sehr gute Seekarten, und

außerdem bin ich jetzt bereits zweimal in jedem Hafen gewesen.“

„Sie sprechen sehr gut spanisch, wie ich höre.“

„Ich verstehe es besser, als ich es spreche, Herr Kapitän.“

„In Ordnung“, sagte er. „Ohne das kommen Sie hier auch nicht durch. Es soll zwar eine sehr schöne Sprache sein, aber wie die das singen, klingt es eher, als wenn ein Hund jammert oder ein Kater jault. Das sollen sie ja wohl von den Arabern haben.“

„Jawohl, Herr Kapitän.“

„Soll ich Ihnen mal was sagen?“ fragte er plötzlich. „Gehen Sie an Land, bevor es zu spät ist und bevor Sie nicht mehr von der See loskommen. Suchen Sie sich einen Posten bei irgendeiner soliden Sache, bei einer Kupfermine meinetwegen. Da gibt es hier an der Küste noch Möglichkeiten für einen jungen Menschen wie Sie. Dann brauchen Sie sich auch nicht Ihr Leben lang auf anderer Leute Schiffen abzuschinden. Überlegen Sie sich das, junger Mann, ehe es zu spät ist. Die See ist wie Rheumatismus oder wie eine Frau; Sie haben sie am Hals und wissen selber nicht wie, und man wird sie nur schwer wieder los.“

„Jawohl, Herr Kapitän“, antwortete ich gleichmütig.

„Haben Sie sich schon mal nach einer Stellung an Land umgesehen?“

„Bisher habe ich noch nicht daran gedacht, Herr Kapitän.“

„Na ja, Denken soll ja auch wohl das Letzte sein, was man von einem Vierten Offizier verlangt“, sagte er, nickte mir zu und ging knurrend nach unten. Er war ein wunderlicher alter Brummbär, war fünfundsechzig, stand kurz vor seiner Entlassung an Land und ärgerte sich darüber.

Wir liefen Kurs auf Santa Barbara. Querab vom Kap sprang uns ein wilder Nordsturm entgegen, so daß wir erst nach zwei Uhr morgens bei dunklem Wetter und schwerer Brandung über den Riffen die äußere Einfahrt erreichten. Es war ziemlich sichtbar, aber die hochlaufende See ließ nur ungenaue Lotungen zu. Ich führte das Schiff bis auf seinen Liegeplatz. Als wir die Peilung der Hafeneinfahrt hatten, weckte man den Alten. Bei dem Anruf richtete er sich hoch und fragte: „Ist Mr. Earlton auf der Brücke?“ Als man ihm antwortete: „Ja“, knurrte er nur: „Warum wecken Sie mich denn? Der versteht seinen Kram besser als ich“, drehte sich um und schlief weiter. So wenigstens wurde es mir erzählt.

Am Vormittag hatten wir alle Hände voll zu tun. Gleich nach dem Frühstück ging der Kapitän an Land, und wir waren an allen Luken beim Löschen und Laden, beim Anschreiben, Nachzählen und Beaufsichtigen

der Stauer. Der Alte hatte mir nichts gesagt, und auch ich selbst hatte keine Ahnung davon, aber an Land sprach er mit dem jungen Mr. Green über mich. Er wußte, was ich dagegen nicht wußte, daß nämlich der Vierte auf der „Quendo“, einem unserer besten Schiffe, eine Stellung an Land angenommen hatte, und empfahl mich daher sehr als dessen Nachfolger, weil ich, obwohl erst neu in der Fahrt, Lotsendienste tun und spanisch sprechen konnte. Der junge Mr. Green kam kurz vor Mittag mit dem Alten an Bord. Ich war gerade an der Vorluke dabei, die überkommenden Kakaofässer zu zählen, und durch Zufall trat er in dem gleichen Augenblick über mir auf die Brücke, als ich den eingeborenen Tallymann dabei erwischte, daß er eine falsche Stückzahl ablieferte, und ich nun in meinem schönsten Spanisch auf ihn losfuhrwerkte. Es war lediglich Glückssache gewesen, daß ich den Schwindel gemerkt hatte und daß der junge Mr. Green in dem gleichen Augenblick dabeistand, aber für ihn war es nur die Bestätigung der guten Meinung, die der Alte ihm schon vorher von mir beigebracht hatte. Nach dem Ausscheiden ließ mich der junge Mr. Green in die Kabine des Alten rufen.

Mr. Green, ein sehr liebenswürdiger junger Mann, noch bescheiden und schüchtern aus Unerfahrenheit, erklärte, wie sehr es die Firma stets begrüße, wenn ein Offizier eine besondere Befähigung bewiese, und

wie sehr sie sich darüber freue, eine solche Begabung zu ihren Offizieren zählen zu können, und wie gerne sie bereit wäre, dieser Freude auch Ausdruck zu geben, und so weiter und so weiter. Ich bin mittlerweile ein alter Knabe geworden, aber erstes Lob ist genau so süß wie erste Liebe. Zum Schluß sagte er, hoffentlich würde ich auch fernerhin bei der Reederei fahren, und fragte, ob es mir etwas ausmache, wenn ich gleich hier im Hafen als Viertel auf die „Quendo“ ginge, die nur noch auf die Abendpost warte, um dann die Reise westwärts anzutreten. Ich antwortete, es sei mir eine große Ehre, auf der „Quendo“ fahren zu dürfen, und dankte ihm für seine Freundlichkeit. „Gut, Mr. Carlton“, sagte er, „das freut mich, und ich hoffe, daß Sie sich an Bord wohlfühlen werden. Wir haben in der letzten Zeit eine ganze Anzahl von Offizieren verloren, die Stellungen an Land gefunden haben, und wir möchten daher unseren jüngeren Herren beweisen, daß wir sie im Auge behalten, wenn sie bei uns bleiben, und daß sie sich nicht schlecht dabei stehen werden.“ Dann gab er mir die Hand und fuhr an Land. Als er das Fallreep hinunterstieg, sagte er noch: „Sowie Sie ihre Sachen gepackt haben, Mr. Carlton, gehen Sie sofort hinüber auf die ‚Quendo‘.“

Als er fort war, nahm mich unser Alter noch einmal beiseite. „Wenn Sie jetzt aufpassen, dann haben Sie

hier Ihre Chance“, sagte er. „Der Chef hat ein Auge auf Sie. Sie sind noch kein Jahr an der Küste und schon werden Sie auf das Flaggschiff versetzt. Nur glauben Sie ja nicht an den Unsinn, den eine Reederei da so faselt von ‚im Auge behalten‘ und ‚nicht schlecht dabei stehen‘. Eine Reederei ist ein Ding, dem man nicht in den Hintern treten und dem man nicht in das Herz sehen kann. Wenn die ihren Offizieren eine ordentliche Steuer bezahlen und ihnen ein anständiges Leben bieten würden, dann liefen ihnen keiner davon. Aber Sie sind noch jung, Carlton, und machen gerade ihren ersten Sprung nach oben, da hat es wohl nicht allzuviel Zweck, wenn ich Ihnen dergleichen erzähle?“

„Nein, Herr Kapitän“, antwortete ich „Aber ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, mich bei Mr. Green empfohlen zu haben.“

„Ein Esel bin ich gewesen, wissen Sie das?“ knurrte er. „Ich bin jetzt einen guten Offizier los und kriege irgendso ein Seeküken wieder, das womöglich noch die Eierschalen am Hintern hat, und muß hinter ihm herumstehen und muß ihn zurechtbiegen und muß obendrein noch die ganze Arbeit für ihn selber machen. Übrigens hat mein Steward Ihre Sachen inzwischen schon gepackt. Sie sind auch schon im Boot, und das Boot wartet bereits. Wenn ein Reeder von Ihnen verlangt, Sie sollen in fünf Minuten umgezogen sein, machen Sie es in zwei. Dann sagt er Ihnen Nettig-

keiten und nichts davon, daß er Ihnen das Gehalt kürzen muß.“

Wir schüttelten uns die Hand. Ich stieg das Fallreep hinunter und fuhr mit dem Boot von der „Malinche“ hinüber zur „Quendo“, einem 7000-Tonner, dem Flaggschiff unserer Reederei. Dort meldete ich mich bei dem Kommodore, dem alten Brüller Rosbury, einem Bullen von Kerl.

„So!“ brüllte er mich an. „Sie sind der Bursche, der ohne hinzusehen ein Schiff lotfen kann. Kommen Sie mal mit in meine Kammer und unterschreiben Sie. Der Steward wird Ihre Sachen schon verstauen. Und nun das erledigt ist“, fügte er nach einer Zeit hinzu, „klemmen Sie sich mal in das Boot und bringen Sie diesen Brief für mich zu dem alten Mr. Weycock. Geben Sie ihn persönlich ab, warten Sie auf Antwort und dann fix mit Ihnen wieder zurück an Bord.“

„Jawohl, Herr Kapitän“, und schon war ich unten im Boot der „Quendo“ und ab dafür. Ich hatte in der glühenden Sonne fünf Stunden schwer herankommen und obendrein noch nichts zu essen gehabt, aber Dienst ist Dienst. Unterwegs erst begriff ich, was für ein vorteilhafter Tausch diese Versetzung auf die „Quendo“ für mich bedeuten würde: mit einer Marinegig an Land zu fahren; mit Reservisten als Rudergästen; mit einem salutierenden Quartermeister am Fallreep; die Leute (alles Reservisten) spritzten

auf jeden Befehl, und ein Schiff wie aus dem Ei gepellt. Auch das Wenige, was ich von dem Brüller zu sehen gekriegt hatte, gefiel mir. Manche Kapitäne sind nach außen hin Bullenbeißer und wütige Kommandohengste. Es war nicht zu verkennen: auch der Brüller gehörte zu dieser Sorte, mit einem großen roten Gesicht, einem breiten Grinsen, weißen Pferdehänen, weißem Haarschopf und allem, was so dazu gehört. Später erfuhr ich dann auch, welch hervorragender Seemann und welch kluger Mensch er war.

Als ich mit meiner Antwort von Mr. Weycock zurückkam, sah ich, daß an der Molentreppe ein Mann, nur wenig älter als ich, zwei blecherne Uniformkoffer neben sich, wartete. Als ich näher kam, wandte er sich zu mir herum. Ich schätzte ihn sofort als Marineoffizier ein, den ich zudem irgend schon einmal gesehen haben mußte, ich konnte nur nicht darauf kommen, wo. Er war einsiebzig bis einsfünfundsiebzig groß, hatte ein Gesicht und einen Ausdruck darin, wie ich ihn nur bei rücksichtslos entschlossenen und draufgängerischen Seeleuten gefunden habe. Es ist eigentlich nicht mehr als ein heiteres, keck verwegenes Blitzen in den Augen oder eine ganz eigene Verbindung des Ausdrucks von Mund und Augen zusammen. Es läßt sich ebenso wenig beschreiben wie Geist oder Genie. Aber wer es einmal gesehen hat, erkennt es sofort wieder, und

für einen Offizier, der es an sich hat, gehen seine Leute durch das Feuer.

Er kam sogleich auf mich zu mit einem frischen bezaubernden Lächeln, das selbst einen Meuterer für sich eingenommen hätte, und sagte in ausgezeichnetem Englisch: „Ich habe den Tender verpaßt und möchte nun mit der ‚Quendo‘ nach Puño. Wenn Sie hinüberfahren, würden Sie mich mitnehmen?“

Ich erwiderte, ich würde mich freuen, er möge nur einsteigen, ich würde sofort ablegen lassen. Mein Bootssteuereur setzte seine Koffer in die Gig und half ihm herein. Mit der Gewandtheit und Sicherheit eines Seemannes sprang er in das Boot. „Eine englische Marinegig mit messingnem Steuerjoch und schneeweißem Leinen“, lachte er, „wie in alten Tagen. Ich bin nämlich bei der englischen Marine ausgebildet.“

„Dann sind Sie auch hier bei der Marine?“ fragte ich.

„Nein. In Santa Ana“, antwortete er. „Aber darf ich mich Ihnen vorstellen? Mein Name ist Browne. Tom Browne, wie ich bei Ihnen genannt wurde. Hier spricht man das Bronnay aus.“

„Dann sind Sie womöglich ein Nachkomme des Admirante?“ fragte ich, und noch während ich es sagte, wußte ich: er war es, er glich auf das Haar jenem alten Miniaturbildnis bei uns zu Hause.

„Von dem auf den Briefmarken? Allerdings. Er war mein Ur-Urgroßvater. Meine Familie stammt zu einem Teil aus England.“

„Ich weiß“, antwortete ich. „Wir beide sind nämlich, zwar ein wenig um die Ecke, miteinander verwandt. Die Schwester Ihres Vorfahren war mit einem Carlton verheiratet.“

„Aus Afsendon St. Mary in Berkshire?“ fragte er.

„Jawohl“, gab ich zurück, „aus Afsendon St. Mary, und ich selbst bin ein Carlton. Wir haben noch heute ein Bild Ihres Ur-Urgroßvaters bei uns hängen. Er war mein Ur-Urgroßonkel.“

„Ich bin zwar nur ein einziges Mal in Afsendon St. Mary gewesen“, sagte er in einem etwas zögernden Tone, und ich merkte sofort an dem, wie er es sagte, daß mein Vater, der, milde ausgedrückt, ein etwas wunderlicher Rauz ist, ihn grob hatte ablaufen lassen, vielleicht weil er Katholik war, oder aus sonst einem verrückten Grunde, oder vielleicht auch aus überhaupt keinem Grunde. Ich merkte, daß es da irgend etwas gegeben haben mußte, denn ich hatte nie etwas von diesem Besuch des Veters aus Santa Ana gehört, und man würde mir bestimmt davon erzählt haben, wenn sein Besuch irgendeinen Eindruck hinterlassen hätte.

„Mein Vater ist ein Sammler“, entgegnete ich, um damit eine Entschuldigung oder Erklärung wenigstens anzudeuten.

„Ausländische Verwandte scheint er allerdings nicht zu sammeln“, erwiderte er. Wir sahen einander an und lächelten. „Ich aber“, sagte ich, „das heißt: soweit es mir gestattet ist.“ Er lächelte von neuem und fragte mich auf Spanisch, ob ich die Landessprache könne und wie lange ich schon an der Küste sei. Danach unterhielten wir uns auf Spanisch, bis wir die „Quendo“ vor uns sahen.

Ich hatte keine Ahnung davon, daß der Brüller mich beobachtete, wie ich das Boot längsseit bringen würde. Aber man hatte ihm die Gig gemeldet, und so stand er an Deck und paßte auf. Nun weiß ich mit einem Boot schon allerhand anzufangen, und da ich dem neuen Vetter, der bei der englischen Marine gewesen war, einmal etwas vormachen und ihm einmal ein marinemäßiges Bootsmanöver vor-
erzieren wollte, und weil ich sah, daß ich gediente und zuverlässige Ruttergäste vor mir hatte, befahl ich den Leuten anzurudern.

Die „Quendo“ lag mit der Nase nach See zu. Ich ließ das Boot mit Affenfahrt an der Backbordseite entlangbrausen, dann um den Bug herum nach Steuerbordseite, hier übernahm ich das Ruder, hielt genau den Abstand im Auge und gab dann das Kommando: „Steuerbord, halt Wasser! Ruder an Backbord!“ Das Boot drehte in elegantem Bogen zum Fallreep auf und schor genau in dem gleichen

Augenblick längsseit, als ich kommandierte: „Riemen hoch!“

„Gut gemacht, Charlie!“ flüsterte mir mein neuer Vetter zu. „Aber wenn einer von den Steuerbordriemen einen Krebs gefangen hätte, wären euch glattweg die Planken aufgerissen.“

„Ausgeschlossen. Meine Leute fangen keinen Krebs“, gab ich ebenso zurück. Dann folgte ich ihm das Fallreep hinauf.

Oben an der Treppe erwartete uns der Brüller. Er kannte Browne und begrüßte ihn: „Hallo, Teniente! Das freut mich. Steward, sorgen Sie dafür, daß Leutnant Browne heute abend an meinen Tisch kommt.“ Dann wandte er sich an mich: „Haben Sie die Antwort?“ und fragte, nachdem er sie gelesen hatte: „Wie lange machen Sie eigentlich schon dieses Porzellanfahren?“

„Erst seitdem ich eine solch erstklassige Bootsbesatzung unter mir habe, Herr Kapitän“, erwiderte ich, und diese Antwort mußte ihm wohl gefallen haben, denn er sagte: „Seit meiner Dienstzeit habe ich so etwas nicht wiedergesehen, und das sind immerhin einige vierzig Jahre her. Es macht sich gut, das heißt, wenn es gut gemacht wird, und Sie hatten einen scharfen Kritiker bei sich im Boot. Hier, Teniente Browne versteht schon etwas von der Seemannschaft. Übrigens, Sie haben noch nichts zu essen gehabt?“

„Nein, Herr Kapitän“, antwortete ich, „aber das macht nichts.“

„O, das macht sehr viel“, sagte er. „Steward, bringen Sie Mr. Carlton in die Messe und sorgen Sie für ihn.“

Er sprach nicht weiter über mein Bootsmanöver, aber ich konnte sehen, daß ich ihm gefallen hatte. Damals besaß ich bereits einige Erfahrung mit Kapitänen und Steuerleuten und wußte, wie gerne sie nach dem ersten Eindruck urteilten. Ich hatte einen guten ersten Eindruck gemacht und schwor mir, ihn auch in Zukunft nicht zu verschmerzen.

Ich werde diesen ersten Tag auf der „Quendo“ nie vergessen, der so gänzlich verschieden von alledem war, was ich bis dahin kennengelernt hatte. Das Leben an Bord lief glatt und rasch und lautlos und völlig beherrscht von dem Willen des Kapitäns. Wer sich dem einfügte, hatte es leicht, wer nicht, bekam es am eigenen Leibe zu spüren.

Ich glaube, es war noch am gleichen Abend, daß mich mein Vetter zu einem Spaziergang an Deck unter den Arm nahm. Kurz vorher, bei der Ausfahrt, hatte mich der Brüller rufen lassen, um meine Loskenntnisse zu prüfen, und hatte mir die Führung des Schiffes aus dem Hafen übergeben. Bei dem hellen Tageslicht, und da ich die Seezeichen kannte, war es nicht weiter schwer. Ich brauchte nicht zu

loten. Ich tat es zur Sicherheit trotzdem ein- oder zweimal. Der Brüller hatte zwar kein unmittelbares Wort der Anerkennung für mich, aber er gab mir doch ein mittelbares Lob, indem er meinte, manche Leute lernten es offenbar nie. Wir fuhren dicht an der „Malinche“ vorüber, die mir da bereits sehr klein und armselig und altmodisch vorkam. Ich hatte gute Tage auf ihr verlebt, und ich wünschte mir auch jetzt noch: „Einmal das Glück zu haben, als Kapitän ein Schiff wie die ‚Malinche‘ hafenein und hafenaus und auf und nieder an dieser herrlichen Küste führen zu können, so lange bis es zu Ende ist, oder bis man sich eines Tages zur Ruhe setzt.“ Damals erschien es mir unmöglich, daß einem dies alles je überdrüssig werden könnte: die Schönheit ringsum, die wechselnden Bilder, das Rauschen der See, das Stampfen der Maschinen, die jederzeit für einen bereitstehenden Leute, dazu das Schiff, das einem wie ein Pferd im Zügel gehorchte.

Während meiner Freiwache traf ich Bronnay an Deck. Wir gingen miteinander auf und ab. Wir „klönt“, das heißt, wir schütteten uns im Grunde gegenseitig das Herz aus. Wie es bei jungen Menschen geschieht: wir fühlten uns vom ersten Augenblick an zueinander hingezogen. Wir gefielen uns nach Schnitt und Sprung. Wir waren beide Seeleute und es gibt nur eine Seemannschaft trotz der Kanonen und

goldenen Eisen. Dazu gab uns die ferne Verwandtschaft das Gefühl, als seien viele der Schranken, die Rasse, Glaube und Sitte zwischen uns aufgerichtet, dadurch allein schon gefallen.

Er erzählte mir, daß seine Mutter und er die einzigen noch lebenden Namensträger seien, daß er ein Jahr als Marineattaché in Washington gewesen wäre, daß er nach seiner Rückkehr aus Washington während der letzten Tage in Santa Barbara einen Sonderauftrag zu erledigen gehabt hätte, und daß er in aller kürzester Zeit bestimmt mit einem Kriege rechnete.

Das war im Jahre 1911, als man einen Krieg zwischen zivilisierten Völkern noch für eine überholte Angelegenheit ansah. Darum entgegnete ich: „Krieg? Unsinn. Wer um alles in der Welt sollte mit euch Streit anfangen wollen und warum?“

„Santa Barbara“, antwortete er. „Eher heute als morgen möchte es uns über den Schnabel nehmen. Kennst du unseren Präsidenten?“

„Präsident de Leyva? Ich habe ihn einmal in Santa Ana an mir vorbeifahren sehen.“

„Was hältst du von ihm?“ Tom tat diese Frage, als ob es auf meine Meinung wirklich ankäme.

„Wie gesagt: ich habe ihn nur an mir vorbeifahren sehen. Er schien mir ein stattlicher Mann, aber vielleicht etwas steif oder hochmütig zu sein. Er wurde

eskortiert von Leuten in blau-silberner Livree, was mir für eine Republik etwas seltsam vorkam.“

„Steif und hochmütig, jawohl“, sagte Tom, „und fest entschlossen, unser Land an Santa Barbara auszuliefern. Er ist gerade eben wiedergewählt worden, wie du wohl weißt, für seine zweite Amtszeit, mit einer Mehrheit von ganzen sieben Stimmen. Aber was ihm an Macht und Mitteln in Santa Ana fehlt, das will er sich jetzt aus Santa Barbara holen. Er ist reich und bekommt ungeheure Bestechungsgelder von den ausländischen Konzessionären. Darum werden er und Santa Barbara sich für die Annerion erklären, aber wir von der santanischen Marine werden uns dagegen auflehnen.“

„Ist das wahr? Und wann?“

„Sehr bald schon“, sagte er. „Das heißt, Charlie“, fügte er hinzu, „—ich werde dich übrigens Charlie nennen, und du kannst Tom zu mir sagen — das ist meine persönliche Ansicht. Er wird versuchen, seine wütendsten Gegner aus der Marine zu entfernen, doch dann werden wir los schlagen.“

„Das ist aber eine höchst gefährliche Geschichte, Aufruhr“, sagte ich.

„Alle ernsthaften Dinge sind gefährlich“, entgegnete er. „Aber wir sehen es nicht als Aufruhr an. Bei euch in Europa gibt es politische Parteien, die ihre Stütze in der Armee finden. Wir haben hier eine

Partei, die sich auf die Marine stützt, und wenn er und seine Bande von ausländischen Konzessionären uns unterdrücken will, dann wehren wir uns.“

„Ich verstehe dann aber immer noch nicht, warum es kein Aufruhr sein soll. Ihr als Marine dient dem Staate und seid eidlich zu diesem Dienst verpflichtet.“

„Wir dienen der Verfassung. Wir haben geschworen, die Verfassung zu verteidigen und jede Verletzung der Verfassung mit der Waffe zu bekämpfen.“

„Die Welt wird es trotzdem Meuterei nennen. Außerdem weiß ich nicht, wie die Marine gegen die Regierung und gegen die Armee ankämpfen will.“

„Wart es ab“, sagte er und lächelte. „Das wirst du noch früh genug zu sehen kriegen. Wir von der Flotte sind auch nicht gerade aus Pappe.“

„Das habe ich gemerkt“, antwortete ich. „Aber ihr habt die Flotte von Santa Barbara gegen euch, dazu die Armee von Santa Barbara und die Armee von Santa Ana und beide Regierungen. Es wird hart auf hart gehen. Wie ist übrigens die Flotte von Santa Barbara? Anscheinend doch gut.“

„Sie war gut, unter dem alten Diktator“, sagte er, „unserer Meinung nach jetzt nicht mehr. Aber selbst wenn sie gut wäre, wird sie uns das Gesetz des Handelns nicht vorschreiben.“

„Und du wirst wahrscheinlich immer vorneweg sein“, sagte ich.

„Wenn ich nicht vorher als verdächtig festgenommen werde“, antwortete er. „Aber willst du nicht deinen Laden hier aufgeben und bei uns eintreten, Charlie. Komm doch mit!“

„Das hätte kaum einen Sinn“, entgegnete ich. „Ein Ausländer würde während eines Krieges bei der Marine oder überhaupt beim Militär stets mit argwöhnischen Augen angesehen werden. Aber wenn ich dir sonst irgendwie helfen kann, so bin ich jederzeit bereit, das weißt du.“

Als ich diese Worte sagte, konnte ich nicht im geringsten ahnen, daß ich so bald schon um Hilfe angerufen werden sollte.

Wir konnten uns damals nicht weiter unterhalten, denn der Brüller kam an Deck und legte Tom mit Beschlagnahme, und ich mußte pflichtschuldigst zurücktreten. Aber ich behielt ihn beim Auf- und Abgehen im Auge, und obwohl ich ihn erst seit wenigen Stunden kannte, hätte ich mich selbst da schon für ihn totschlagen lassen. Er hatte eine so bezaubernde Art, ein solches Feuer im Blick, daß kein Mann, den ich je kennengelernt habe, ihm zu widerstehen vermochte. Ich war sehr jung und hatte bis dahin noch nie das Glück einer echten Kameradschaft erlebt, die das höchste Glück

der Jugend ist. Ich hatte ihn ganz in mein Herz geschlossen.

Seit Monaten hatte ich bereits davon gehört, daß sich die beiden Republiken argwöhnisch belauerten, aber ich hatte nicht weiter auf das Gerede geachtet. Jetzt plötzlich gewann es für mich und für jedermann Gewicht. Alle sprachen davon. Ich merkte, daß sich auch unter unseren Passagieren Fronten gebildet hatten, die jeden Augenblick einander an die Kehle springen konnten. Ich sah, wie einige Santaner jede Bewegung Toms überwachten. Sie gehörten wahrscheinlich zur Partei des Präsidenten und wünschten Tom den Tod. Ich sah andererseits, wie einige Barbaraner wiederum diese Männer im Auge behielten und offenbar denen den Tod wünschten.

Spät am Abend gab es im Zwischendeck eine Prügelei. Ein Barbaraner hatte einen Santaner beleidigt. Der zog eine scharfe Waffe, wahrscheinlich ein Rasiermesser, und brachte dem anderen eine schwere Schnittwunde bei. Ein Steward beendete den Aufstand, indem er die beiden Streitenden mit den Köpfen gegeneinanderstieß. Der Brüller hielt es daraufhin für richtiger, die Stewardswache im Zwischendeck für die Nacht zu verdoppeln, obgleich der Streit erledigt schien. Der Barbaraner wurde in das Lazarett geschafft. Wir gönnten ihm die verdiente Strafe. Er hatte den Santaner durch

Sticheleien gereizt, und wer mit dem Feuer spielt, verbrennt sich am Ende noch stets die Finger, wenn auch zunächst sich andere daran verbrennen.

Bei uns in der Offiziersmesse war Tom ein alter Bekannter. „Bronnay ist wieder da“, hieß es. „Er ist bei irgendeiner Gesandtschaft gewesen. Aber nun geht es los, nun gibt es Bürgerkrieg, das sollt ihr sehen und erleben.“

Ich sah, wie man ihn liebte und bewunderte. Alle unsere Offiziere waren ganz veressen auf einen Schwaz oder einen Spaziergang mit ihm während der Freiwache, und ich muß gestehen, ich war richtig eifersüchtig auf sie. Ich als jüngster Offizier hatte ja nur das kleinste Anrecht auf ihn, aber hin und wieder traf ich ihn doch, und dann schoß mir jedesmal das Blut zum Herzen.

Er hatte eine so unnachahmliche Art, der selbst der Brüller nicht zu widerstehen vermochte. Er erhielt von ihm sogar die Erlaubnis, am nächsten Morgen mit auf die Brücke kommen und ansehen zu dürfen, wie ich das Schiff nach Catoche hineinlotste. Es ist ein böses Loch, wie man es sich schlimmer gar nicht vorstellen kann, ein wahrer Schiffsfriedhof, wo wir Post an Land zu geben pflegten, wenn die Brandung nicht zu hoch stand. Die See ist ringsum mit Klippen und Riffen wie mit Sägezähnen besetzt, über denen an jenem Morgen weißer Gischt stand. Beim Anblick

dieser Wasserwildnis hätte man schwören mögen, daß hier eine Durchfahrt zu finden unmöglich sei. Dennoch ist es ganz einfach, wenn man nur seinen klaren Kopf behält.

Immerhin, ich sah mich vor dieser Aufgabe. Irgend jemand mußte dem Brüller einen Floh ins Ohr gesetzt haben, ich würde es fertigbringen. Er stand neben mir auf der Brücke. Aber ich merkte plötzlich, daß er es mir wirklich zutraute und daß er mir nicht dazwischenreden würde. Mein Herz schlug höher, denn der Brüller war ein hervorragender Seemann und verschenkte außerdem nicht leicht sein Vertrauen. „Aber gut, mein Herr Kapitän“, sagte ich bei mir selbst, „du vertraust mir, und ich werde dich nicht enttäuschen.“ Der Brüller zog Tom auf die Seite und überließ mir die Führung. Sie lachten und schwasteten, während ich das Schiff auf die Reede brachte, dort Postfäcke von Bord gab und übernahm und dann zur Weiterreise nach Puño wieder in See ging.

Hinterher sprach mir Tom seine Anerkennung für meine Lotsenkenntnisse aus.

„Was meinst du“, fragte ich ihn, „kommst du in Puño gleich auf ein Schiff?“

„Ich gehe nicht in Puño an Land“, antwortete er. „Ich habe hier bereits meinen Befehl bekommen. Ich fahre mit euch bis Santa Ana und gehe dort auf das

Flaggschiff ‚Amirante D’Duffy‘. Die ganze Flotte liegt zur Zeit in Santa Ana.“

„Ach, das freut mich. Dann habe ich ja noch mehr von dir, als ich erwartet hatte.“

„Was übrigens die Sache angeht, über die wir uns neulich abend unterhalten haben“, sagte er, „so glaube ich nicht, daß die Explosion noch lange auf sich warten lassen wird. Mit anderen Worten: das Barometer fällt.“

„Das tut mir leid deinertwegen.“

„Vielleicht ist es gut so. Je eher desto besser. Oder wie einer von euren Admirälen mal gesagt hat: ich wollte, der Krieg wäre schon vorbei, damit man endlich einmal wieder Gefechts exerzieren machen kann.“

Puño ist aus verschiedenen Gründen eine brauchbare Marinestation. In der Umgebung gibt es reiche Kohlenvorkommen und Eisenerzlager. Es hat einen gut ausgebauten natürlichen Hafen, mehrere Werften und ein modernes Trockendock, übrigens das einzige an der Küste von Santa Ana. Es ist zwar kein sehr einladender Ort, aber ich kenne keinen Kriegshafen, der das wäre. Die nahen Berge sind kahl und rötlich grau. Die Marinetafeln, Exerzierplätze und Schießstände sind wie die meisten ihrer Art sauber, aber langweilig.

Run, wir gaben unter dem üblichen Getöse und Geknatter von Winschen und Barkassen die Post und

die Passagiere an Land und übernahmen neue. Dann ging es weiter nach Santa Ana. Zu dieser Zeit hatte ich mich bereits ganz in das Leben auf der „Quendo“ eingewöhnt und hatte Muße zu manchem fröhlichen Schwaß mit Tom.

„Wie gesagt, es kommt bald zu einem Ausbruch, meiner Ansicht nach, noch diesen Monat“, meinte er. „Der Präsident wird die Cortes eröffnen. Das ist der erste Schritt. Dann wird er erklären, es seien ihm Gerüchte über eine Mißstimmung innerhalb der Marine zu Ohren gekommen, woran er zwar nicht glauben könne, aber, obwohl es sich wahrscheinlich um Ausstreuungen Übelwollender handele, würde er es an seiner hohen Verpflichtung und so weiter gegenüber der Republik fehlen lassen, wenn er nicht eine Untersuchung einleitete. Das wird der zweite Schritt sein. Dann, wahrscheinlich schon am Tage darauf, wird er feststellen, er habe sich mit tiefem Bedauern davon überzeugen müssen, daß zum mindestens einige der Verdächtigungen sich als begründet herausgestellt hätten und daß er sich daraufhin verpflichtet fühle, einen Ausschuß zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit einzusetzen. Dann aber mag geschehen, was will.“

„Doch was glaubst du, wird geschehen?“

„Wahrscheinlich wird man von sämtlichen Offizieren der Armee und der Marine einen Treueid ver-

langen. Die Armee wird ihn mit Begeisterung ablegen. Dann kommen wir dran. Die Eidesformel wird aber so lauten, daß wir sie niemals annehmen können, und damit treiben die Dinge zur Entscheidung.“

„Und die Flotte wird in dieser Zeit in Santa Ana liegen?“

„Wahrscheinlich.“

„Unter den Festungsgeschützen?“

„Ja, und unter den Haubitzen der Armee, deren Offiziere sich mit dem Präsidenten verbrüder haben. Doch wir sind nicht bange davor. Wenn die Marine zusammenhält, und sie wird es, dann werden wir auch mit denen fertig.“

Später unterhielt ich mich mit dem Brüller.

„So? Sie haben einen Vetter hier an Bord gefunden?“ sagte er. „Ein prächtiger junger Mensch, ihr Vetter. Ich wünschte Ihnen beiden nur, er wäre nicht gerade bei der Marine, denn nach allem, was ich sehe, bereitet sich da etwas vor. Eine ganze Reihe großer Firmen drängen Santa Barbara zur Annektierung. Vor allem stecken Kupferinteressen dahinter. Es sieht faul aus. Dazu ist auch noch ihr eigener Präsident de Leyva für den Anschluß. Er wird die Marine zur Meuterei treiben. Dann hat Santa Barbara Grund zum Eingreifen, und darauf folgt die Annektierung.“

„Glauben Sie wirklich, daß es dazu kommt, Herr Kapitän?“

„Das ist schwer zu sagen, was geschehen wird, wenn der Krieg ausbricht“, antwortete er. „Zunächst einmal werden wir wohl wegen der Minengefahr unsere Schiffe für eine Zeitlang aus der Fahrt nehmen müssen. Aber noch ist es ja nicht so weit.“

Der Brüller bildete sich seine Meinung nach den Gesprächen, die er bei dem Auf und Ab an der Küste zu hören bekam. Er las nie eine Zeitung. Aber er hatte einen klaren Blick für politische Dinge. Die übrigen Offiziere und Ingenieure der „Quendo“ glaubten nicht an einen Konflikt. „Die Brüder hier sind ja wie die Kinder“, meinten sie. „Bürgerkrieg? Die machen niemals einen Bürgerkrieg. Denen geht es viel zu gut dafür. Die wollen viel lieber Geld verdienen. Und außerdem werden die ausländischen Geschäftsinteressen so etwas niemals zulassen.“

Ich war der jüngste Offizier unter ihnen, sonst hätte ich dem entgegengehalten, daß viele ausländische Firmen gerade aus Geschäftsgründen „so etwas“ unterstützten.

Nun, an einem strahlend heiteren Morgen kamen wir nach Santa Ana binnen. Bei der Einfahrt stürzte uns der übliche Schwarm von Booten und Barkassen entgegen, und kurz bevor wir unseren Liegeplatz erreichten, war auch die Dampfspinasse des

„Almirante D’Duffy“ längsseit gekommen, um Tom abzuholen. Er grüßte mich mit einem ernsten Blick, als das Boot mit ihm davonfuhr, und ich will gesehen: mir schnitt es in das Herz, daß ich ihn so verlieren sollte.

Doch die Pflicht rief: Post auswechseln, 150 Tons Gepäck an Bord nehmen, Wünschengerassel an allen Luten, und ich als jüngster Offizier mitten dazwischen, der überall einspringen mußte, wo etwas schief ging. Am Frühnachmittag gingen wir schon wieder ankerauf. Auf der Brücke meldete mir ein Matrose ein Flaggen-signal vom „Almirante D’Duffy“. Der Teniente Bronnay wünscht der „Quendo“ glückliche Fahrt.

Wir machten die Reise westwärts und wieder zurück, sahen von neuem Hafen für Hafen gleich ebensoviel Edelsteinen an einer Kette, hatten in jedem Post und Passagiere und waren gerade zur Eröffnung der Cortes wieder in Santa Ana.

Gleich nachdem wir festgemacht hatten, kam Tom zu mir an Bord.

„Nun ist es bald so weit“, sagte er. „Der erste Schritt der Regierung beginnt. Wenn du heute nachmittag an Land gehst, kannst du die Eröffnung der Cortes miterleben. Die Partei des Präsidenten heißt die Progresos, und unsere Partei, die der Marine, die Puros. Sie sind die Roten und wir die Blauen. Denk daran.“

Ich versprach es ihm. Ich ging nachmittags an Land, um mir die Eröffnung anzusehen. Ich stand am Fuße der Freitreppe des Parlamentsgebäudes, eines damals ziemlich armseligen Gebäudes, das ausfah wie die Kapelle eines Vorstadtfriedhofes. Es war schwarz voll Menschen, aber die Menge verhielt sich für ein so lebhaftes Volk seltsam schweigend. Die Stufen der Treppe waren für die Frauen der Abgeordneten abgesperrt, deren Kleider in den Parteifarben leuchteten: rot für die Progesos, blau und weiß gestreift für die Puros. Auch eine Gruppe von Männern in der Nähe der Treppe war rot gekleidet. Auf dem Platze selbst standen zahlreiche Guardias, alle in ihren besten Uniformen, mit Säbel und weißen Handschuhen. Soldaten bildeten an den Zufahrtstraßen Spalier. Wie immer in Santa Ana, geschah alles in Ordnung und Pünktlichkeit.

Wenige Minuten vor drei erschienen die Abgeordneten, meist zu zweien und dreien, alle sichtbar erregt und befangen beim Anblick der Menschenmassen, und erst recht, wenn sie den Hohn oder das Hoch der Menge zu hören bekamen. Der Führer der Puros, Admiral Beaumont-Vincente, kam ohne Begleitung, ein gut aussehender Mann, ruhig, beherrscht, würdig. Die Frauen der Roten zischten ihn aus und beschimpften ihn, als er die Stufen hinauffstieg. Ich glaube, einige von ihnen versuchten sogar, nach ihm zu

spucken, allerdings aus Mangel an Übung ohne ihn zu treffen. Dann tönnten durch das Schreien, Wogen und Lachen der Menge helle Rufe, Waffentlirren, Hufgetrappel und der Befehl: „Hüte ab!“ Im gleichen Augenblick intonierten auf den Dächern der Regierungsgebäude die Musikkapellen der roten Regimenter die Nationalhymne von Santa Ana, spielten die ersten Strophen und gingen dann über zu der Nationalhymne von Santa Barbara, die eine ähnliche Melodie hat. Dann, unter dem begeisterten Jubel aller Freunde des Anschlusses, spielten sie ein drittes Lied, das unverkennbar eine Vereinigung beider war. Dazu brüllte die bestellte Meute ihren Beifall: „Lang lebe Santa Barbara!“, „Lang leben die heiligen Schwestern!“, „Lang leben die brüderlichen Präsidenten!“ Im gleichen Augenblick ließen Frauen die mit Kronen zusammengehaltenen Flaggen der beiden Länder aus den Fenstern der Häuser herabflattern. Die Meute schrie und klatschte Beifall. Die Kapellen, die Trommeln und Trompeten spielten lauter. Mitten durch die Wirbel der Begeisterung klang Salutschießen, kam das rasche, erregende Getrappel der Gardekavallerie und fuhr der Wagen des Präsidenten heran. Rote Teppiche entrollten sich wie durch Zauberhand, rote Blumen wurden gestreut, rotes Konfetti regnete herab. Der Präsident stieg die Stufen hinauf. Die Cortes waren versammelt.

Danach ging ich hinunter zum Hafen. Ich hoffte, ein Boot zum „Almirante D’Duffy“ zu finden. Ich wollte Tom besuchen. Auf der Raje standen zahlreiche Puros. Sie trugen blauweiße Rosetten und blickten zu den Kriegsschiffen auf der Reede hinüber. Auf der Hafentreppe hielt mich ein Soldat der Guardia an. Er fragte, was ich wolle, und erklärte dann, der Besuch der Kriegsschiffe sei nur Marineangehörigen in Uniform gestattet. Also ging ich zum Marineklub, um mich dort nach Tom zu erkundigen. Das Klubhaus war wie ausgestorben, und der Pförtner sagte mir, Teniente Browne habe Dienst.

Als ich wieder zum Hafen zurückkam, sah ich auf der „Quendo“ den Blauen Peter wehen. Daher nahm ich mir ein Boot mit zwei Ruderern und fuhr sofort hinüber. Da aber geriet ich in den reinsten Hexenkessel. Menschen strömten an Bord, als ob die ganze Stadt in Flammen stünde.

„Was um des Himmels willen bedeutet denn diese Volksversammlung?“ fragte ich den alten Peters.

„Jawohl, Volksversammlung!“ gab der zurück. „Die haben Angst, daß die Marine die Stadt beschießt. Das geht schon seit zwei Uhr so. Alle Kammern an Bord sind bis oben hin voll. Überall, wo nur noch Platz ist, stellen wir Feldbetten auf. Das ist reintweg wie im Roten Meer, wenn die Mekkapilger an Bord kommen. Los, machen Sie zu!“

Mir fiel ein, daß Tom ja diese Panik als Folge des ersten Schrittes der Regierung vorausgesagt hatte, aber mir blieb keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Neben den ordnungsmäßigen Passagieren hatten wir noch weitere siebenhundert und in jedem möglichen Zustand der Angst und der Verwirrung an Bord, und ebensoviel Hunderte drängten sich noch um das Schiff. Wir hievten einfach das Fallreep hoch — so schnell bin ich noch nie aus einem Hafen gekommen — und fuhren aus, mitten in einen aufkommenden Sturm hinein, der uns zunächst einmal die armen Teufel fortieren half. Ich hatte an jenem Abend und in der folgenden Nacht zu viel um die Ohren, als daß ich mir um Tom Sorge machen konnte. Erst als ich in der Koje lag, fiel er mir plötzlich wieder auf die Seele, und ich sah ihn bereits im Kriege oder von den Roten an die Wand gestellt.

Was mir jedoch am meisten zu denken gab, war die Tatsache, daß viele der großmächtigen, dicke Zigarren paffenden Passagiere, die nicht aus augenblicklicher Angst, sondern die nur, um den Wirren aus dem Wege zu gehen, mit uns fuhren, offen ihre Sympathie für die Roten zur Schau trugen und die ganze Sache als planmäßig sich abrollend ansahen.

Am nächsten Morgen ankerten wir auf der Reede eines kleinen Ortes namens Chola Vieja. Er bestand aus einem Indiodorf auf einem Hügel (ich bin

einmal hinaufgestiegen: ein übles Raff, ein Haufen ziegelgedeckter Lehmhütten), aus einer Kupferschmelze und ein paar prächtigen Weingärten. Hier gingen, Gott sei Dank, die meisten unserer Flüchtlinge von Bord. Von Chola Vieja nach Santa Ana führte eine Bahnlinie, so daß wir hier die santanische Morgenzeitung „La Constitución“ zu kaufen bekamen. Ich las den Bericht über die Sitzung der Cortes und einen „Der Warnruf des Präsidenten“ überschriebenen Leitartikel mit Bestürzung und zugleich mit Bewunderung für Toms klare Voraussicht. Der Präsident hatte vor den Cortes erklärt, „daß er über die in der Marine herrschende Mißstimmung beunruhigt sei, und daß er, obwohl er nicht alles ihm Zugetragene glauben könne, sich gezwungen sehe, die gesesestreuen Bürger um Mithilfe bei der Wiederherstellung des öffentlichen Vertrauens, ganz gleich durch welche Mittel, angehen müsse. Daß es aber inmitten dieser in mancher Hinsicht beunruhigenden Lage dennoch eine sichere Stütze gäbe, und das sei die santanische Armee, die ihren hohen Traditionen treu geblieben und bis zum Tode getreu bleiben werde. Er versicherte allen Bürgern der Republik, daß außer den für schuldig Befundenen niemand etwas zu fürchten habe, daß alles sich noch zum Guten wenden und daß trotz der Zwietracht der Parteien die Regierung unter dem Zeichen der Kirche und den Fahnen

der Armee ihre hehre nationale Aufgabe erfüllen werde.“

„So muß er es anfangen, wenn er einen Seemann für sich gewinnen will“, sagte der Brüller, „dann muß er ihm nur erzählen, daß der Landsoldat doch mehr taugt als er.“

Wir fuhren von Chola Vieja weiter, an Bergschluchten voll einer großen und wilden Schönheit vorüber, mit über die Klippen herabstürzenden Wasserfällen, mit lianenüberwucherten und mit Trompetenblumen behangenen Felswänden, ein herrlicher Anblick, aber eine von Wechselfieber verseuchte Küste. An unserem nächsten Liegeplatz Cholula gab es eine Telegraphenstation und eine Zeitung „El Libertad“ mit den Nachrichten vom zweiten Tage. Die Meldungen besagten, der Präsident habe keinen anderen Ausweg gefunden, als die Marineoffiziere neu vereidigen zu lassen. Die Überschrift dazu lautete: „Eine gerechte Entscheidung“. Wir mußten in Cholula länger liegen bleiben, da wir eine größere Ladung Silber an Bord zu nehmen hatten. Für uns in der Messe gab es keinen anderen Gesprächsstoff mehr als die neuesten Meldungen. Peters, unser Erster Ingenieur, ein älterer, sehr rechtlicher und sehr tüchtiger Offizier, verteidigte den Präsidenten. Als Staatsoberhaupt habe er das Recht, den von ihm gewählten Eid auch den Dienern des Staates abzu-

verlangen, und wenn sich innerhalb des Staatsdienstes, wie hier innerhalb der Marine, eine Mißstimmung breit mache, so müsse er sich die Regierungstreue der Offiziere durch einen neuen Eid neu zusichern lassen, und diejenigen, die den Eid ablehnten, müßten eben entlassen werden.

„So würde man das in England machen“, sagte er. „Die Marineleitung würde die unzufriedenen Offiziere an Land beordern, und hier hätten sie dann entweder ihren Eid zu leisten oder ihren Abschied zu nehmen. Das ist nicht mehr als recht und billig.“

„Es sieht doch weit übler aus als zu Anfang“, meinte unser Zweiter. „Die Telegramme werden zensiert und erleiden Verzögerungen. Der Funkverkehr ist gesperrt. Nichts kommt mehr durch. Trotzdem gibt es über eines kein langes Hin- und Hergerede: der Präsident muß Herr in seinem eigenen Hause sein. Er kann es unmöglich zulassen, daß ein Teil der Wehrmacht einen Staat im Staate aufmacht.“

Die Messe als die Tischgemeinschaft disziplinierter Männer stand eben auf seiten der Disziplin.

An jenem Abend kamen keine weiteren Nachrichten mehr durch. Nachdem wir unsere Silberladung und eine Deckslast Früchte und Lebensmittel für Puno an Bord hatten, gingen wir um Mitternacht ankerauf und setzten die Reise von Cholula nach unserem nächsten kleinen Anlaufhafen, Torre del Duque, fort,

den wir mit Tagesanbruch erreichten, gaben dort die Post an Land und fuhren weiter. Wir hielten uns nie länger als zwanzig Minuten in Torre, einer hübschen altspanischen Stadt mit weißen Festungsmauern, auf.

Früh am Morgen, als wir Torre bereits wieder achteraus hatten und ich das Deckwaschen beaufsichtigte, bekam ich einen neuen Schreck. Ich hatte die Schläuche auf dem Achterdeck anschließen lassen und sprang gerade zur Poop hinauf, als ich achteraus Schiffe in Sicht bekam. Ich ging rasch bis zur Heckreeling, wo der alte Sim, ein Matrose der Wache, Messing puste.

„Da ist die Flotte, Mr. Carlton“, sagte er und wies mit dem Rinn hinüber. „Das ist die Santa Ana-Flotte. Sie sind entwischt.“

Ich lief nach vorne zur Brücke und machte Meldung. Der Brüller, der nur mit halbem Auge schlief, war schon an Deck, ehe ich noch mein Glas vom Haken genommen hatte, und sah hinüber zu den Schiffen. „Das ist die Flotte aus Santa Ana“, bestätigte er. „Kennen Sie die Schiffe?“

„Nicht so, daß ich die Namen angeben könnte, Herr Kapitän.“

„Müssen Sie kennen“, sagte er, „die Umrisse aller Kriegsschiffe, sämtlicher Kriegsschiffe der Welt.“

Wir vermochten bereits deutlich die zwanzig Rauchfahnen und das Weiß der Bugwasser zu unterscheiden.

„Sawohl, das ist die Flotte“, wiederholte der Brüller. „Da ist das Flaggschiff, aber es ist nicht der ‚D’Duffy‘, es ist der ‚Almirante Bazar‘ und das Schwesterschiff, der ‚Almirante Moro‘. Da ist die ‚Colon‘, ein alter Kreuzer, aber mit neuen Maschinen. Merkwürdig, daß der ‚Almirante D’Duffy‘ nicht dabei ist. Es ist ihr bestes Schiff.“

„Vielleicht hat es bereits ein Gefecht gegeben“, sagte ich.

„Nein“, erwiderte er und sah durch das Glas. „Die Schiffe da sind noch nicht im Gefecht gewesen. Man müßte sonst die Spuren von Einschlägen erkennen können.“

„Die haben eine Bullenfahrt drauf“, sagte ich.

„Das haben sie allerdings“, antwortete er.

Damals verstand ich noch nichts vom Seekrieg (ich sollte es bald genug erfahren) und wußte auch noch nicht die besonderen Feinheiten dieser Flottendemonstration zu würdigen. Vier schnelle Zerstörer, moderne, schwer armierte Schiffe, bildeten die Spitze. Ihnen folgten sechs kleine Kreuzer in zwei Dreierkolonnen mit anderthalb Meilen Abstand voneinander. Zwischen den beiden Kolonnen fuhren in Kiellinie die drei Panzerkreuzer, das Rückgrat der Flotte. Die Nachhut bestand aus sieben Aviso's und Zerstörern. Das ganze Geschwader lief große Fahrt. Sämtliche Schiffe hielten ihre fünfzehn Meilen Marsch-

geschwindigkeit klar durch, und das allein schon überzeugte mich von der Kampfkraft der fantanischen Marine. Alle hielten sie genau ihre Abstände, nur die Zerstörer an den Flügeln schoren manchmal kurz aus und schwenkten wieder ein. Als die Schiffe deutlicher herauskamen, erkannte ich erst ihre eigenartige Bemalung. Mir war das vorher nie so aufgegangen, wie gut ihre Farbe dem Dienst in tropischen Gewässern angepaßt war. Ihre Aufbauten waren in einem leichten Grau gestrichen, das nach unten zu bis etwa einen Meter über der Wasserlinie immer heller wurde, und von da ab bis unter die Wasserlinie waren die Schiffe mit unregelmäßigen weißen Wellenbändern bemalt. Ich weiß nicht, ob sich dergleichen auch für nördliche Gewässer eignen würde, aber in jenem Licht und in jenen Meeren bietet es einen erstaunlichen Sichtschutz.

„Sie sind gut getarnt“, meinte ich. „Ihr Anstrich verschwimmt schon nach kaum einer Meile in der See.“

„Darüber habe ich schon öfter Bericht gemacht“, sagte der Brüller. „Sie haben offenbar irgend etwas vor. Sie wollen nach Duño. Sind ausgezeichnete Seeleute, die Burschen da. Halten sauber Abstand und sind klar zum Gefecht. Sehen Sie, sie haben die Reeling abgeschlagen und die Feuerschläuche angeschraubt. Das gefällt mir gar nicht. Aber wir wollen die Flagge dippen.“

„Wo ist das Schiff meines Veters, Herr Kapitän, der ‚D’Duffy‘?“ fragte ich. „Hoffentlich ist es nicht schon gesunken.“

„Hoffentlich nicht“, gab er zurück. „Aber wenn ein Schiff auf eine Mine läuft –? Was soll ihm sonst passiert sein?“

Es gab keine Antwort auf die Frage: was soll ihm sonst passiert sein? Das Herz wurde mir schwer bei dem Gedanken, daß das Schiff gesunken und daß Tom womöglich mit ertrunken war. Nichts schien naheliegender. Der Präsident würde mit allen Mitteln versucht haben, gerade das Flaggschiff anzuhalten.

Bei dem Anblick der aufkommenden Schiffe und bei dem Gedanken an den dahingegangenen Kameraden stieg es mir heiß in die Augen.

Irgendwie hatte es sich trotz der Morgenfrühe auch unter den Passagieren herumgesprochen, daß die Flotte vorbeikommen würde. Sie drängten sich in dichten Scharen an der Reeling. Viele schlossen aus der Anwesenheit der Flotte hier draußen, daß der Präsident Widerstand gefunden und daß der Bürgerkrieg oder etwas Ähnliches begonnen haben mußte. Ich hörte Schimpfworte: „Los Puros, los perros!“, „Leperos, perros, puros!“ oder Rufe wie: „Viva el presidente!“, „Viva de Leyva!“, „Viva Santa Ana!“, „Viva las Santas Sorores!“, je nach dem politischen Glaubensbekenntnis des einzelnen.

Die Hitzigeren fluchten und drohten. Rasch bildeten sich zwei Parteien. Beleidigungen flogen hin und her. Aber dann war auch schon die Flotte in rascher Fahrt vorüber und damit der Anlaß des Streites. Wir liefen zu der Zeit nicht mehr als 13 Meilen.

Später beim Frühstück drehte sich das Gespräch nur um die eine Frage, was wohl geschehen sei und was die Flotte hier herausgetrieben hatte. Unser Funker hatte Verbindung mit Trinidad gehabt, kam während des Frühstücks zu uns und berichtete, daß nach einem unbestätigten Gerücht die santanische Marine, unzufrieden mit den verfassungswidrigen Methoden des Präsidenten, sich von ihrem Eide losgesagt und unter dem Feuer der Festungsgeschütze die Flotte aus dem Hafen von Santa Ana hätte auslaufen lassen, und daß „eine etwas verworrene Lage geschaffen“ sei. Der alte Peters, unser Erster Ingenieur, bestand auf seiner Ansicht, das hieße Meuterei. Ich gab dagegen zu bedenken, daß, wenn der Präsident seine gesetzlichen Vollmachten überschritten habe, die Flotte durchaus dem Befehle gehorche, wenn sie es ablehne, ihm zu gehorchen. Ich als der Jüngste bekam daraufhin natürlich gehörig den Wind von vorne, aber ich blieb dabei.

„Ganz gleich, was geschieht“, sagte schließlich der alte Peters, „wir werden uns jedenfalls für eine Zeitlang aus den santanischen Häfen heraushalten

müssen, bis die Geschichte vorbei ist. Ihr sollt sehen, wir dürfen schon nicht mehr nach Duño hinein, und ihr werdet erleben, daß ein Teil unserer Schiffe aufliegen muß. Solche Hansbunkenstreiche sind immer nur zum Schaden von Handel und Wandel, aber da sie von Leuten ausgeheckt werden, die selber nicht arbeiten, sondern andere für sich arbeiten lassen und die auch selber nicht die Rechnung zu bezahlen haben, geht die Geschichte ihren Gang. Jedenfalls ist so viel klar“, fügte er hinzu, „daß es nach allen Spickhackereien und trotz aller Vermittlungsversuche am Ende ja doch zu einer Schlägerei kommt. Aber es ist ebenso klar, daß die Geschichte nicht lange vorhält. Eine Flotte kann unmöglich allein gegen den ganzen übrigen Staat angehen.“

Darüber begann ein heftiges Für und Wider. Ich, der ich ganz für Tom und für Toms Sache eintrat, hielt dem entgegen, daß ja dann genau so wenig ein Präsident und eine Armee gegen den ganzen übrigen Staat angehen könnten, und daß Santa Ana als ein von Gebirgen abgeschlossenes Küstenland völlig der Gnade einer die Küste blockierenden Flotte ausgeliefert sei.

„Ausgeliefert?! Quatsch!“ mußte ich mir sagen lassen. „Was kann die Flotte denn machen? Den Handel sperren? Das möchte ich mir mal ansehen. Wenn sie das versuchen, dann haben sie sämtliche

europäischen und amerikanischen Mächte auf dem Halbe. Und was können sie sonst anfangen? Santa Ana angreifen? Können sie nicht. Schiffe können gegen Festungsgeschütze nichts ausrichten. Das hat sich immer wieder gezeigt. Außerdem wird aller Wahrscheinlichkeit nach Santa Barbara gegen sie eingreifen, wird eine Flotte nach Puño schicken, sie erledigen und dann aus den beiden Staaten einen machen.“

„Ich weiß schon, was passieren wird“, meinte der alte Peters. „Bestimmt nichts, wovon wir etwas zu sehen kriegen. Die Flotte wird für eine Zeitlang in Puño liegen bleiben. Dann werden die Agenten des Präsidenten die Mannschaften bestechen, daß sie ihre Offiziere ausliefern oder an die Wand stellen, und dann verläuft die ganze Geschichte im Sande.“

Ich nehme an, daß alle anderen in der Messe entweder derselben Ansicht waren, oder daß sie dem Ersten Ingenieur gegen den Jüngsten beistehen zu müssen glaubten. Jedenfalls gaben sie dem alten Peters recht: das wäre das Ende des Aufstandes. Ich erklärte dagegen: ein Krieg liefse immer anders aus als man es erwarte, noch kein Krieg der Weltgeschichte sei nach vorbestimmtem Plane zu Ende gegangen.

„Gut“, sagte der Zweite Offizier, „selbst wenn wir einmal von allem anderen absehen, so spielen doch bei

einem Kriege die Vorräte und der Nachschub eine entscheidende Rolle. Wenn die Flotte rebelliert hat, allerdings ist das Gerücht noch unbestätigt, dann stehen ihr lediglich die Vorräte der Marinestation zur Verfügung, und das kann nicht allzuviel sein. Der Flotte wird es darum genau so gehen wie Karl I.: er hatte zwar das Recht auf seiner Seite, aber das Parlament hatte das Kriegsmaterial.“

„Genau so“, sagte der alte Peters. „Ich gebe ihnen eine Woche, höchstens zehn Tage. Dann greift Santa Barbara ein. Die auswärtigen Mächte werden einschreiten. Die Leiter des Aufstandes werden ihre Ohnmacht einsehen und werden entweder ausrücken oder ausgeliefert werden. In meinen Augen sind sie schlankweg Piraten.“

Run, wir ließen das Thema fallen. Wir fuhren im Kielwasser der Flotte nach Puño, das wir bei Sonnenuntergang erreichten. Als wir uns bereits dem Hafen näherten, kam ein Aviso, eine marinegrau gestrichene schneidige Dampfyacht, mit Schnellfeuer-geschützen bestückt und mit der santanischen Flagge im Vortopp, auf uns zugebraust, erwiderte unseren Gruß und wahrschaute uns, daß Puño für den allgemeinen Schiffsverkehr geschlossen, daß eine Minensperre gelegt, daß der Kriegszustand zwischen der Marine und den Streitkräften des Präsidenten erklärt worden sei und, kurz und gut, daß wir ihm unverzüglich durch

das gefährdete Sperrgebiet zu folgen hätten. Das war nicht mehr mißzuverstehen. Der Krieg war erklärt. Also folgten wir wie befohlen.

Der Brüller fragte den Kommandanten, was denn mit dem „D’Duffy“ los sei, aber er erhielt keine Antwort. Das war offenbar ein dunkler Punkt.

Wir erfuhren auch nicht eher etwas Neues, als bis wir am nächsten Tage nach Santa Barbara binnenkamen. Wir hatten funkentelegraphisch Anweisung erhalten, Catoche nicht mehr anzulaufen. Unsere Passagiere waren in heller Erregung, und dauernd gab es Streit. Ich sah sie jedesmal schon, mit Messern aufeinander losgehen, aber immer wieder war im rechten Augenblick der Brüller da, und so gab es wenigstens kein Blutvergießen.

Bei der Einfahrt nach Santa Barbara kam ein Vertreter unserer Reederei an Bord. Er bat uns in die Messe und hielt uns eine Ansprache. „Der Krieg, der soeben ausgebrochen ist, kommt nicht unerwartet. Er hat seit langem gedroht, und unsere Firma hat sich bereits auf alle vorauszufehenden Möglichkeiten und Umstände vorbereitet. Es kann sein, daß in Kürze bereits andere Mächte in den Streit eingreifen werden. Auf jeden Fall müssen wir von Silva & Green uns da heraushalten. Um daher von vornherein allen Schwierigkeiten und Gefahren, die einem Neutralen in Kriegszeiten drohen, aus dem Wege zu gehen,

werden wir den Verkehr mit den fantanischen Häfen einstellen. Wir müssen Sie, meine Herren, bitten, den Vorkehrungen, die wir für Sie getroffen haben, Folge zu leisten. Da die Schifffahrt mit Santa Ana gesperrt ist, werden wir die Gelegenheit benutzen und die ‚Quendo‘ in Monte in das Dock gehen lassen. Wir werden die ‚Hernando Cortes‘ zur Maschinenreparatur nach Hause schicken und einen Teil des Personals für den nächsten Monat, oder bis sich die Lage etwas geklärt hat, mit vollem Gehalt beurlauben.“

Ich wartete, bis die älteren Offiziere sich mit ihm ausgesprochen hatten und fragte ihn dann, ob er etwas Neues vom „Almirante O’Duffy“ gehört habe.

„Vom Flaggsschiff?“ sagte er. „Ja. Es hat den Aufstand nicht mitgemacht. Es ist das einzige Schiff, das nicht rebelliert hat.“

„Ist es denn in Santa Ana geblieben?“ fragte ich.

„Ja. Freiwillig. Es liegt noch da.“

„Hat man denn nicht versucht, es ebenfalls zum Aufstand zu zwingen?“

„Ich glaube wohl, daß man so etwas versucht hat. Aber ich nehme an, daß der Versuch schon im Keime erstickt worden ist.“

Das war alles, was ich von ihm erfuhr, nichts Erfreuliches. Danach mußte ich mir sagen, daß Tom zwar „etwas versucht“ hatte, daß er aber „im Keime

erstickt“ worden war, wahrscheinlich unter den Schüssen eines Exekutionskommandos.

Doch dann gab es für mich von neuem Arbeit. Wir mußten das ganze Schiff überholen, bevor es nach Monte ging. Den ganzen Tag über kam ich nicht zu mir selbst. Am Abend erhielt ich die Nachricht, daß ich zunächst mit vollem Gehalt beurlaubt und daß für mich im Klub ein Zimmer belegt worden sei, wenn ich davon Gebrauch machen wolle. Ich ging an Land, in den Klub, nahm das Zimmer, und blätterte dann im Lesesaal die Zeitungen durch, ob sich nicht irgendeine Meldung von Tom oder vom Flaggschiff finden ließe.

Die Zeitungen berichteten nichts von einem Gefecht oder von Toten oder Verwundeten. Die eine Zeitung sagte, der „Almirante D’Duffy“ sei für Santa Ana gerettet worden „durch die Regierungstreue der Matrosen und des Maschinenpersonals, die die aufständischen Offiziere an Land gesetzt und das Schiff unter die Batterien der Armee gelegt haben.“

Wenn das zutraf, dann mußte ich bestimmt mit Toms Erschießung rechnen. Gebrochenen Herzens verließ ich den Lesesaal, wanderte durch die Straßen, bis ich nicht mehr konnte, verbrachte eine abscheuliche Nacht im Klub und ging am nächsten Morgen wieder aus, um meinen Kummer totzulaufen.

Ich hatte nie viel für die Stadt Santa Barbara übrig gehabt. Sie ist sehr großartig, weiträumig und

prächtigt, mit Riesenpalästen und vielen sehr schönen Kirchen, alle noch auf Befehl des alten Diktators gebaut, der aber zu meiner Zeit gerade so lange tot war, daß die Menschen der Gegenwart seine Leistungen zu mißachten begannen. Man konnte es überall zu hören bekommen, daß alles, was er geschaffen, wieder abgeschafft, und daß alles, was er angeordnet, wieder aufgehoben werden müsse. Aber dennoch ist Santa Barbara eine herrliche Stadt, die Anlagen und das Aquarium sind wundervoll, die Antiquitätenläden mit ihren alten indianischen und spanischen Gegenständen eine Sehenswürdigkeit, die indianischen Krüge, die Historienbilder, die zeitgenössischen Porträts der Konquistadoren, die Schmiedearbeiten aus jener Zeit: alles das ist der Bewunderung wert. Aber nach zwei Tagen haßte ich die Stadt, die Menschen darin, ich glaube, auch das Leben selbst. Vom Bürgerkrieg kamen keine Nachrichten herein, nur die üblichen Leitartikel der Gegner, daß „in wenigen Tagen die irregeleiteten Aufständischen die Strafe für ihren Treubruch ernten würden“. Die allgemeine Stimmung in Santa Barbara war völlig gegen die Aufständischen. Die Zeitungen verlangten energisches Einschreiten, Vernichtung der aufständischen Flotte und „eine Verschmelzung der beiden Republiken als hoffentlich ersten Schritt zu einer Errichtung der Vereinigten Staaten des Südens“. In mir kochte es.

Zwei Tage hielt ich es aus, dann beschloß ich, wieder zur See zu gehen, damit ich nicht immer nur an Tom zu denken brauchte. Ich nahm ein Boot und fuhr bei allen englischen Schiffen im Hafen herum, ob man nicht einen Vierten Offizier gebrauchen könne. Aber es war natürlich umsonst. In der Kriegszeit und bei der allgemeinen Unsicherheit war die Schifffahrt überbesetzt, und niemand wollte mich haben. Ich sah einige schöne Schiffe, lernte ein paar sehr grobe Kapitäne kennen und fuhr mit meinem Boot wieder an die Mole zurück. Aber gerade, als ich mich der Hafentreppe näherte, stürzten plötzlich die Zeitungsjungen aus den Expeditionen, rannten durch die Straßen und schrien: „Blutiges Seegefecht vor Santa Ana!“

Ich kaufte mir von einem Jungen eine Zeitung, suchte mir eine schattige Bank in den Anlagen am Hafen und las die kurze amtliche Meldung aus Santa Ana. Die aufständischen Marinestreitkräfte hatten einen entschlossenen Angriff gewagt, um den Panzerkreuzer „Almirante O’Duffy“, der sich geweigert hatte, den Aufstand der Flotte mitzumachen, aus dem Hafen herauszuholen. „Der Angriff ist“, so lautete der Bericht, „mit schweren Verlusten für die Aufständischen zurückgeschlagen und deren Flaggschiff, der ‚Almirante Moro‘, durch ein Regierungstorpedo versenkt worden.“ Mir fiel dabei ein, daß zwar der „Almirante Bazan“ das Flaggschiff der Auf-

ständischen war, aber ich sagte mir zugleich auch, daß der Verlust des Schwesterschiffes, des „Moro“, einen ebenso schweren Schlag für Toms Sache bedeuten würde. „Wenn das wahr ist“, sagte ich mir, „so heißt das, daß sie ihr Spiel schon halb verloren haben.“ Ich war auch nahe daran, es für wahr zu halten, aber irgend etwas in mir sagte dann doch: die Meldung kommt aus Santa Ana, wo vielleicht der Wunsch der Vater der Wahrheit gewesen ist. Ich sagte mir ferner, ich wollte lieber erst die Morgenzeitungen und die Meldung des Fernschreibers im Klub abwarten. Außerdem traf man im Klub alle möglichen erfahrenen und zuverlässigen Leute, Kaufleute, Seeleute, Konsuln, die auf irgendwelchen Umwegen und noch vor der Veröffentlichung an die Tatsachen und den eigentlichen Kern der Meldungen heranzukommen wußten. Von ihnen würde ich, so sagte ich mir, bei einigem geschickten Hinhören schon die Wahrheit erfahren.

Dann aber kam mir der Gedanke: „Könnte ich nicht selbst nach Puño gehen und mich den Aufständischen anschließen? Tom ist aller Wahrscheinlichkeit nach tot, aber könnte nicht ein anderer seines Stammes für ihn eintreten und jenen Teufeln noch einmal einen gehörigen Hieb versetzen, bevor das Spiel endgültig aus ist?“ Plötzlich stand auch schon der Entschluß in mir fest: ich wollte nach Puño fahren und mich zur

Verfügung stellen. Schließlich hatte ich mein Patent, war Marinereservist und vollauf damit einverstanden, auch ohne Entschädigung Dienst zu tun. Ich wußte, daß die Schifffahrt nach Puño eingestellt war, aber ich besaß genug Geld für eine Eisenbahnfahrt durch die Sierras. Auf dem Bahnhof erklärte man mir: die Fahrkartenausgabe sei gesperrt und die Trans-Sierra-Züge führen nicht mehr.

Die Bahnbeamten wollten oder konnten mir nicht sehr viel erzählen. Sie zuckten die Achseln, verzogen die Gesichter und spreizten die Hände. „Wer weiß?“ „Darüber können wir keine Auskunft geben.“ „Politische Gründe.“ „An Zivilisten dürfen nach Stationen innerhalb 50 Meilen von der Grenze keine Fahrkarten ausgegeben werden.“ Als ich aber dann eine Fahrkarte bis zu einem 50 Meilen von der Grenze entfernten Orte verlangte, spreizten sie abermals die Hände und sagten: „Dahin fahren keine Züge.“ Als ich zurückfragte, wann denn wieder Züge dahin verkehren würden, verschanzten sie sich von neuem hinter ihrem: „Wer weiß? Wenn Sie morgen noch einmal nachfragen wollen. Vielleicht morgen.“

Ich ging in den Klub und warf einen Blick auf den Fernschreiber, aber auch der gab keine näheren Einzelheiten. Die Abendblätter erschienen. Eins wie das andere gegen die Aufständischen eingestellt, verherrlichten sie den Sieg des Präsidenten und beschworen

sie die Regierung von Santa Barbara, die Gunst des Anlasses zu ergreifen und die beiden Republiken „zu einem Bruderbund“ zu vereinen. Während ich noch las, kam Peters herein.

„Na“, sagte er auf seine trockene kommissige Art, „Ihre Freunde sind den ‚Moro‘ ja nun los. Damit ist der Aufstand so gut wie erledigt. Der Präsident hat den ‚D’Duffy‘ und hat außerdem die ganze Armee.“

„Die Armee hilft ihm doch nicht viel“, warf ich ein.

„Ich fürchte, sie wird zum mindesten helfen, Ihren Vetter zu erschießen“.

„Mein Vetter ist tot“, stieß ich hervor.

„O, Verzeihung, das tut mir leid“, sagte er mitfühlend. „Aber Sie müssen sich schon sagen: besser so, als wenn man ihn als Meuterer erschossen hätte.“

Gegen Abend, nach Geschäftsschluß, füllte sich der Klub mit Leuten, die zum Billardspielen oder um Neuigkeiten oder zu einer Partie Bridge hereinkamen. Ich schlenderte vom Spielzimmer in den Billardsaal und zurück in den Leseraum und bekam dabei ein deutliches Bild von der englischen Einstellung zu den Aufständischen. Sie war nahezu ohne Ausnahme feindlich. Man verzeichnete es allgemein mit Befriedigung, daß die Auführer „eins auf die Nase“ bekommen haben sollten. Die Engländer stellten sich auf den Standpunkt nationaler Disziplin: es ist undenkbar, daß eine Flotte rebelliert. Eine

Flotte, die rebelliert, sagten sie, hört auf, eine Flotte zu sein, und wird eine Seeräuberbande. „Diese Brüder sind längst keine Aufständischen mehr, es sind glattweg Seeräuber, und es würde durchaus dem allgemeinen Rechtsempfinden entsprechen, wenn eine internationale Streitmacht oder die Flotte von Santa Barbara eingreifen würde.“

Für mich waren solche Reden kaum zu ertragen, dennoch hörte ich ihnen zu, denn ihre oft bildhaft kräftigen Worte öffneten mir die Augen über die Mächte und die politischen Strömungen, die hier am Werke waren.

Späterhin, am Abend, zogen sich die Unterhaltungen hinüber in die Bar. Es war ein großer kühler Raum mit Korbstühlen und Palmen und Negermizern. Um Mitternacht war die Bar voll von Menschen, die fast alle nur über den Aufstand sprachen. Einmal kam ein großer, nicht mehr ganz junger Mann herein. Er trug einen Abendanzug von einer selbst an der Küste ungewöhnlichen Eleganz. Er sah sehr gut aus, aber er hatte den flatternden Blick des Trinkers in den Augen. Schon als er eintrat, war sein Gesicht vom Wein gerötet. Die Männer sahen zu ihm hin. Man kannte ihn. Er war mit der „Quendo“ von Cholula gekommen, daher wußte auch ich seinen Namen. Er gehörte zu Lafsons & Grailles, einer großen Matkelfirma.

„Hallo, Birt!“ rief er einen Mann neben mir an. „Ich habe beim Präsidenten zu Abend gegessen. Er hat einen neuen Champagner gekriegt. Aber rühr ihn nicht an. Halt dich lieber an seinen Rotwein. Ich weiß jetzt genau über den Krieg Bescheid. Verdammt dreckige Hunde, diese Rebellen, was?!“

Birt, ein verschmizt aus den Augen blickender Mann, rosig und rund, mit einer Orchidee im Knopfloch, fragte mit spürbar schottischem Tonfall, was die Rebellen denn nun schon wieder ausgefressen hätten. Da schoß der andere sofort los, weniger zu Birt als an den ganzen Raum gewandt.

„Ausgefressen?!“ sagte er. „Nun, etwas, das sie vielleicht für großartig halten, aber das ist kein Krieg mehr. Sie haben sich nach Santa Ana hineingeschlichen und haben ohne Warnung drei vor Anker liegende Torpedoboote versenkt, während die Besatzung zu Roje war. Ein verdamntes Heldenstück, muß ich schon sagen, schlafende Leute in ihren Betten umzubringen! Aber Gott sei Dank haben sie nichts anderes damit erreicht, als daß sie einen gehörigen Denktzettel gekriegt haben. Der ‚Moro‘ ist gesunken und die gesamte Besatzung gefangen genommen worden. Wenn der Präsident nur ein bißchen Verstand hat, dann nimmt er die Gefangenen vom ‚Moro‘, verurteilt die ganze Bande wegen Mord und stellt sie einfach an die Wand.“

„Ich war eben bei Boni“, entgegnete der alte Schotte. „Der meinte, es sei noch gar nicht heraus, daß da überhaupt Gefangene gemacht worden wären.“

„Um so besser, wenn sie alle abgesoffen sind. Dann erspart man sich das Erschießen.“

„Boni glaubt auch nicht, daß sie ertrunken sind. Boni meint, die Rebellen hätten ihre Leute wieder mitgenommen.“

„Unwahrscheinlich, wo die doch selber um ihr Leben laufen mußten.“

„Oder vielleicht auch nicht. Boni ist ein gewiegter Bursche, Italiener, der immer noch so ein paar dunkle Seitenwege findet, auf denen er die Wahrheit herauskriegt.“

„Dann hoffe ich zu Gott“, schnob wütend der andere, „daß er diesmal was Falsches aufgeschnappt hat. Diese verdammten Mörder und Rebellen sollten ihre Strafe kriegen. Der Präsident ist am meisten hoch über die Frechheit, einfach nach Santa Ana einzudringen, in einen Hafen, vollgestopft mit neutralen Schiffen, und da einen Kampf anzufangen, als ob sie in einem γ -beliebigen Voring wären.“

„Boni sagte mir, sie hätten die Neutralen von dem Kriegszustand in Kenntnis gesetzt und gewarnt“, fuhr der alte Schotte fort. „Ich will damit natürlich nicht gesagt haben, daß sie das zu dem Aufruhr oder zu dem,

was sie sonst noch begangen haben und wovon ich nur aus den Zeitungen weiß, berechtigt. Aber wenn sich jemand mit Gewalt prügeln will, dann ist ihm jeder Fleck auf der Welt als Vorring recht. Und was das Gerede angeht, sie hätten die Torpedohengste in ihren Betten umgebracht, so ist das aufgelegter Unsinn. Die hatten ja auch nichts in ihren Betten zu suchen. Kein Soldat oder Seemann oder Geschäftsmann kann sich damit entschuldigen, er sei überrumpelt worden. Das ist schließlich das mindeste, was ein Mann, der im Kampf steht, wissen sollte.“

„Mein Gott, Birt“, staunte der andere, „du redest ja wie die liberale Presse. Die Jungens auf den Torpedoboote waren aber Kameraden oder Messengenossen oder sogar Verwandte der Aufständischen. Mir wird ganz schwach, wenn ich bloß daran denke. Ich muß einen Schnaps trinken. Wo ist Jones?“

Er verließ den Raum und ließ die Gesellschaft so aufgestört, daß jetzt auch noch andere mit ihren Geheiminformationen herausrückten. „Da habt ihr's“, sagte ein Mann, „der alte Trunkenbold da hat uns mit seiner Seeschlacht bei Santa Ana einen Bären aufbinden wollen. Der Präsident und seine Freunde hier sind drauf und dran, eine Riesendummheit zu begehen. Na, ich für meine Person gehe nach Haus und in die Falle.“ Er nickte dem einen oder anderen zu und ging hinaus. Seitdem aber war es mir klar, daß

es selbst auch in Santa Barbara Männer gab, die auf seiten der Aufständischen standen, und aus seinen und des „Trunkenbolds“ Worten begann sich mir ein ganz anderes Bild jenes Seegefechtes abzuzeichnen. Der Versuch, mitten aus dem feindlichen Hafen den „Almirante D’Duffy“ herauszuholen, war ein Gewaltstreich gewesen, gewiß, und der Plan war gescheitert. Aber es waren dabei einige der Torpedoboote des Präsidenten versenkt worden, und ohne den Schuß dieser Torpedoboote durfte sich der „D’Duffy“ unmöglich nach See hinauswagen und war somit bis zum Ende des Krieges außer Gefecht gesetzt, ein Gewinn, der mit dem Verlust des „Moro“ sicher nicht zu hoch bezahlt war.

„Ja, Tom“, so ging es mir durch den Kopf, „deine Freunde haben nicht gerade Glück gehabt, aber sie haben Schneid und Mut bewiesen, und soviel man sie jetzt auch mit Dreck bewirft, von ihnen wird man noch in fernen Tagen erzählen. Wollte Gott, ich hätte bei dir sein können, als du starbst. Ja, hätte ich nur auf deine Bitte gehört!“

Ich war müde und wollte zu Bett, wenngleich ich auch nicht allzuviel Schlaf erhoffen konnte. Da kam der Brüller Rosbury herein.

„Ach, Carlton“, sagte er, „Sie suche ich gerade. Ich habe eben erst von Peters gehört, Ihr armer Vetter soll tot sein. Das tut mir aber leid. Ich habe Ihnen

Better sehr gern gehabt. Er ist von Zeit zu Zeit immer mal mit uns gefahren. Haben Sie Nachricht bekommen? Wie ist er gefallen?"

"Ich weiß es nicht sicher, Herr Kapitän", antwortete ich, "daß er gefallen ist. Ich nehme es nur an. Er war auf dem ‚D’Duffy‘, und darum halte ich es für unwahrscheinlich, daß er mit dem Leben davongekommen sein sollte."

"Dann geben Sie nur die Hoffnung noch nicht auf", sagte er, "wenn es auch klüger ist, nicht allzuviel zu hoffen. Aber ich suchte Sie wegen etwas anderem, das Sie sicher interessieren wird. Man hat mich gebeten, einen zuverlässigen Menschen namhaft zu machen. Er soll die Aufsicht über einen Lastwagenzug übernehmen, der morgen früh mit Maschinen für die Bergwerke nach Süden abgeht. Sie wären der richtige Mann dafür. In einer Woche sind Sie wieder zurück. Die Begleitfahrer sind zumeist Walliser Bergleute und müssen nur ein bißchen im Zaum gehalten werden, damit sie nüchtern bleiben. Im übrigen kann es, meiner Ansicht nach, eine ganz hübsche Landpartie werden. Wenn Sie Lust haben, kommen Sie mit, dann stelle ich Sie Mr. Hurley vor."

Ich erwiderte, ich hätte wohl Lust dazu und dankte ihm, daß er an mich gedacht hatte. So übernahm ich denn um ein Uhr morgens den Lastwagenzug, fuhr

bei Tagesanbruch los und machte während der folgenden Woche eine etwas unsanfte Landpartie. Ich sah und hörte nichts, weder Nachricht noch Gerücht. Ich ließ mich von schauderhaften Straßen durchschütteln und hielt meine Kasselbände von Fahrern nüchtern. Ich sah trotz Staub und Flöhen allerhand von Land und Leuten und wurde nicht dümmert dabei, und vor allem: meine Gedanken waren nicht immer nur bei Tom.

Als ich nach einer Woche zurückkam, hörte ich im Klub, der „Moro“ sei gar nicht torpediert worden, sondern auf eine Mine gelaufen. Er sei zwar gesunken, aber fast die gesamte Besatzung gerettet. Außerdem hätten die Angreifer wohl nicht den „O'Duffy“ genommen, dafür aber mit einzigartigem Schneid und unter schwerstem Feuer das mit Artilleriematerial vollbeladene Vorratsschiff „Atahualpa“ besetzt und abgeschleppt. „Aha“, sagte ich zu mir selbst, „die Aufständischen haben also einen Sieg oder zum mindesten einen Erfolg davongetragen.“

Ein weiteres Gefecht hatte nicht stattgefunden.

Ich ging zum Bahnhof, um mich nach Zugverbindungen zur Grenze von Santa Ana zu erkundigen. Dabei erfuhr ich, daß während meiner Abwesenheit die Eisenbahn „militarisiert“ worden war. Jeder Ort im Abstand von 100 Meilen von der Grenze lag jetzt, wie es hieß, „innerhalb der Zone“ und war für Zivilisten gesperrt.

Im Klub erzählte mir ein Mann, daß die Presse das Kriegsfieber noch immer mehr schürte, und daß Santa Barbara den Aufständischen wahrscheinlich schon längst den Krieg erklärt haben und zusammen mit den fantanischen Truppen in das Feld gerückt sein würde, wenn die Armee nur kriegsbereit gewesen wäre. „Aber Sie werden es ja selbst lesen, was in den Zeitungen steht“, sagte er. „Keine tatsächlichen Nachrichten. Alles zensiert oder aufgemacht.“

Sch nahm mir das Morgenblatt des „Imparcial“ und fand, was er gesagt hatte. Aber am Fuß der ersten Seite las ich das Folgende:

„Ein Dampfer beschlagnahmt.“

Der holländische Dampfer „Gry“, der mit einer vollen Ladung Gewehre und Gewehrmunition für die Aufständischen in El Puño gestern Santa Barbara zum Kohlen anlief, ist hier auf Ersuchen des Präsidenten von Santa Ana angehalten und an die Kette gelegt worden. Das Kriegsmaterial ist von Agenten der Aufständischen im Staate Monte Verde aufgekauft worden und sollte den Ausgang des Konfliktes entscheidend beeinflussen. Wie wir erfahren, haben die Agenten der Aufständischen gegen die Beschlagnahme von Schiff und Ladung Protest erhoben, aber in diesem Falle dürfte ohne Zweifel ein unparteiisches internationales Schieds-

gericht angerufen werden müssen. Die „Gry“ hat im Innenhafen an der Boje festgemacht. Offiziere und Mannschaft sind, solange die Untersuchung noch schwebt, an Land geschafft und in der Marinekaserne untergebracht worden.“

Als ich das las, war mein erster Gedanke: diese Beschlagnahme ist für die Aufständischen ein verdamntes Pech und bedeutet für sie vielleicht sogar den Verlust des Kampfes. Als ich es zum zweiten Male durchlas, kam mir die Frage: ein Schiff von Monte Verde soll Santa Barbara zum Kohlen angelassen haben? Und im gleichen Augenblick schoß mir auch die Antwort ein: der Kapitän der „Gry“ hat die Ladung für Geld verraten. Am selben Abend hörte ich in der Klubbar, wie ein Mann zu einem anderen sagte:

„Hübsche Geschichte das mit dem holländischen Munitionsschiff, wie? Der Kapitän kabela an den Gesandten Rivas und fragt, was er dafür zahlt, wenn er Schiff und Ladung beschlagnahmen kann. Rivas bietet ihm fünftausend. Der Bursche kommt an und läßt sich das Geld in Meruel und noch vor seiner Abfahrt nach Monte Verde auszahlen. Eine oberfaule Kiste, was? Aber ein Schlag für die Aufständischen.“

Der andere pflichtete ihm darin bei, daß es ein schwerer Schlag für die Aufständischen sein müsse. Die

Unterhaltung in der Bar drehte sich überhaupt nur noch darum, daß die Aufständischen einen Rückschlag erlitten hätten und daß man, je eher sie allesamt aufgehängt würden, desto eher wieder Geschäfte machen könnte.

Am nächsten Morgen früh ging ich, da ich doch nichts zu tun hatte, hinunter zum Hafen, um mir die Schiffe anzusehen und um mich zu erkundigen, ob nicht inzwischen ein englischer Dampfer hereingekommen war, dem ich meine Dienste hätte anbieten können.

Im Spazierengehen fiel mir ein, ich könnte doch eigentlich ein Boot nehmen und mir die „Gry“ einmal ansehen. Ganz abgesehen von ihrer Zugehörigkeit zur Sache der Aufständischen interessierte mich schon allein der Name. Ein Mann im Klub hatte zwar erklärt, es sei ein holländischer Eigenname, vielleicht der Name des Erbauers oder Eigentümers, aber es gibt auch ein Zigeunerwort „gry“, das „Pferd“ bedeutet. Als Junge, noch bevor ich zur See ging, war ich verschiedentlich mit Zigeunern zusammengekommen.

Doch ich muß wohl zunächst einmal den Hafen beschreiben. Es ist ein großer See oder ein Wasserbecken, drei Meilen lang und eine Meile breit. Der nördliche Teil (zwei Meilen lang) bildet den Außenhafen und wird nur von Handelsfahrzeugen benutzt.

Der südliche Teil (eine Meile lang) ist der Marinehafen. Die beiden Becken sind durch eine breite Mole voneinander getrennt, in der allerdings eine Durchfahrt offengelassen ist. Beide Häfen sind nach See zu durch ein Riff geschützt, das der alte Diktator noch durch einen Wellenbrecher hat erhöhen lassen, so daß die Ost- und Nordoststürme, die früher mit großer Gewalt durch die Lücken im Riff hereinstanden, jetzt abgehalten werden.

Nur wenig auf dieser Welt läßt sich mit dem herrlich bewegten Bilde eines tropischen Hafens vergleichen. Damals, kurz vor dem Kriege, waren noch eine ganze Anzahl von Segelschiffen in Fahrt, zum meist Küstenschooner, Scunassischer und dergleichen, die mit ihren bunten Segeln der Szene farbiges Leben gaben. Zudem lagen noch ein paar große Segler im Hafen, die auf ihre Zuckerladung warteten und die natürlich als erste meine Blicke auf sich zogen.

In ihrer Nähe entdeckte ich auch einen alten Bekannten, dem ich so weit von Zuhause nicht zu begegnen erwarten konnte. Es war auch zweifellos irgend etwas Absonderliches mit ihm. Es war der berühmte englische Schleppdampfer „Tripton Glasher“, der dort unter Dampf vor Anker lag. Ich kannte ihn gut und war oft an Bord gewesen. Zufällig hatte er uns auch nach See hinausgeschleppt, als ich meine erste

Reise mit dem Vollschiff „Shining Branch“ von Liverpool nach San Franzisko antrat.

„Der alte gute ‚Slasher‘“, dachte ich. „Da bin ich doch wirklich neugierig, was den hierherführt.“

Neben mir stand der Steuermann einer der Zuckerbarks. Ihn fragte ich: „Was macht denn der ‚Slasher‘ hier?“

„Er war an eine Firma in Monte verkauft, die aber geplatzt ist“, erzählte er. „Gestern oder vorgestern ist er mit einem Schleppzug hereingekommen und steht zum Verkauf. Heute morgen hatte er noch einen Besen im Topp, aber der ist jetzt nicht mehr da. Also ist er vielleicht schon verkauft.“

„Er ist ein starker Schlepper“, sagte ich.

„Er braucht einen neuen Bodenanstrich“, antwortete er. „Die Reederei in Monte hat ihn ganz verkommen lassen.“

Am inneren Ende des Handelshafens, etwa zwei Meilen von der Einfahrt entfernt und unmittelbar neben dem Marinehafen, befand sich der Liegeplatz, der den Seeleuten unter allerhand Spottnamen wie „Todeszelle“, „Heim für gefallene Mädchen“, „Verbrechergalerie“ oder „Noabit“ bekannt war. In dieser „Verbrechergalerie“ lagen alle die Schiffe angebunden, mit denen irgend etwas los war, Schiffe, die aus allen möglichen Gründen aufgelegt hatten, Schiffe, die der Gerichtsvollzieher mit Beschlagnahme

belegt hatte, weil die Eigentümer bankrott gegangen waren, Schiffe, die innerhalb der Hoheitsgewässer beim Schmuggeln erwischt worden waren, Schiffe, die ihre Hafengebühren nicht bezahlen konnten, oder die verkauft werden sollten. Zwei oder drei lagen immer dort.

Mein Bootsführer erklärte sofort, die „Gry“ läge in der „Verbrechergalerie“, denn das Schiff war bereits zu einer Sehenswürdigkeit geworden. Etwa ein Duzend Boote mit Neugierigen, die zu ihm hinaufflirrten, gondelten dort herum. Derzeit lagen drei Schiffe in der „Galerie“: die „Van Hoorn“, ein großer schwarzer amerikanischer Dampfer, der zum Verkauf stand, die „Laramie“, ein uraltes amerikanisches Vollschiff, das einstmals als Kriegskorvette große Tage gesehen hatte und jetzt als ein kummervolles Gefäß auf das Abwracken wartete; und schließlich, am weitesten nach dem Marinehafen zu, mein Seezigeuner, die „Gry“.

Mein Boot, ein lustiges kleines Hafenfahrzeug mit hellgrauem Rumpf und blauweiß gestreiftem Segel, schor hinter den drei Schiffen entlang. Alle drei waren sie, mit dem Bug nach der Riffseite, vorn und achtern an Bojen vertäut.

Ein paar schmierige zerlumpfte Neger bewachten die „Van Hoorn“. Die „Laramie“ lag völlig verlassen. Doch auf der „Gry“ waren Menschen. Ich

fuhr unter ihrem Heck durch, sah sie mir sehr genau an und glaubte mich erinnern zu können, daß ich sie irgendwo schon einmal gesehen haben mußte.

Sie war ein Fahrzeug altmodischer Bauart, etwa 3500 Tonnen groß, mit dem kühnen Sprung und dem Klipperbug eines Segelschiffes. Sie hatte eine kleine hohe Back, eine kurze Poop und einen großen Mittschiffaufbau, alle drei weiß gestrichen. Rumpf und Schornstein waren grün und brauchten notwendig Farbe. Sie hatte die üblichen kurzen Masten. Ihre Ladebäume waren seefest aufgetoppt. Ich hatte den Eindruck, daß der Dampfer einmal sehr schnell und wohl auch stets in Fahrt gewesen war. Zweifellos hatte er Passagiere gehabt. Hinter dem Schornstein befand sich ein großes Skylight, das nur als das Oberlicht zu einem Salon gedeutet werden konnte. Mir fiel die Geräumigkeit des Kartenhauses achterkante der Brücke auf. Wahrscheinlich hatten dort sämtliche Offiziere gewohnt. Als ich unter dem Heck durch nach Steuerbordsseite herumruderte, las ich auf dem Spiegel in erhabenen Buchstaben die Worte:

GRY

MONTE VIDEO

Von der Steuerbordsseite aus schien es plötzlich ein ganz anderes Schiff zu sein. Hier war eine Fallreeps-

terrasse ausgebracht. Eine Marinegig lag an deren Fuß. Ein Bootsführer in Marineuniform saß in der Heckspitze und trocknete mit einem Schwamm die Bodenbretter auf. Ein Marineleutnant und ein Läufer standen oben am Fallreep und sahen in die Morgenluft. „Da ist wohl eine Wache an Bord?“ fragte ich meinen Bootsführer. „Ja wohl, Herr“, antwortete er, „das Schiff braucht auch eine Wache wegen der vielen feuergefährlichen Sachen.“ Als wir daran entlangfuhren, sah ich, wie auf dem Vorderdeck ein paar Matrosen in schlampigen Uniformen und in aller Seelenruhe Farbe kratzten. Ich schloß daraus, daß unter dem Befehl des Leutnants nicht nur eine Gigbesatzung, sondern auch ein Arbeitskommando sich an Bord befand.

Jedes Schiff und jede Arbeit auf einem Schiff interessiert einen Seemann. Ich hatte noch nicht allzuoft Gelegenheit gehabt, in den Dienstbetrieb der barbarischen Marine hineinzublicken, daher sah ich mir diese Burschen einmal etwas genauer an, kam aber dann zu dem Schluß, daß der Leutnant ein Zieraffe und daß seine Leute völlig verluscht waren. „Wenn das auf die Art bei euch zugeht“, dachte ich im Stillen, „dann fangt lieber keinen Krieg mit Santa Ana an, denn die Jungens haben Schliff und schießen euch das Weiße aus den Augen, ehe ihr überhaupt merkt, daß Krieg ist.“ Ich hielt ein Stück von dem Dampfer

ab, dann ließ ich meinen Bootsmann aufhören zu rudern und blickte mich um.

Wieder kam mir das Gefühl, ich hätte den Dampfer irgendwann schon einmal gesehen, ja, ich war jetzt sogar fest überzeugt davon, nur vermochte ich noch nicht zu sagen: wo. Ich behielt das Schiff im Auge und ließ dabei in Gedanken die vielen Häfen, die ich bereits angelaufen hatte, an mir vorüberziehen. Ich konnte mich an Hunderte von Schiffen erinnern, mit denen sich mir Namen und Aussehen verband. Ich hatte den Namen „Gry“ bestimmt noch niemals gehört, und doch wußte ich genau, daß ich das Schiff schon einmal gesehen hatte. „Rudern Sie um den Bug herum“, sagte ich zu meinem Bootsführer, „ich möchte es mir einmal von vorne ansehen.“ Er ruderte ein paar rasche Schläge und brachte uns an den Steuerbordbug. Als ich hinausblickte, sah ich, daß der Klipperstevan in einem weißen, sich bäumenden Pferde endete, über dem ein kurzes spitzes Bugspriet aufgesetzt war, offenbar, um die Linie des Decksprunges fortzuführen und den Eindruck des Überhängens zu vollenden. „Ein weißes Pferd?“ fiel mir ein. „Also doch die Zigeuner-Gry.“ Und im gleichen Augenblick kam mir auch die Erleuchtung, wo ich das Schiff bereits früher gesehen hatte. Es war vor zwei oder drei Jahren auf dem Meersee gewesen. Ich hatte auf der Landungsbrücke gestanden, mittags,

bei Hochwasser, wenn der Fluß von Schiffen wimmelt. Es war ein sonniger Tag gewesen, und ich hatte gerade einen großen Frachtdampfer beobachtet, der mit einer ungeheuren Decksladung Holz und mit ziemlicher Schlagseite den Fluß heraufkam. Ich hatte eben im Stillen bei mir gedacht, was für ein Glück der da gehabt hätte, daß er solch eine Deckslast bei solch einer Schlagseite heil nach Hause gebracht hatte, als diese grüne „Gry“ rasch hinter ihm hervor und flußabwärts geglitten war. Mir war nur der weiße Fleck des „Gry“ an seinem Bug aufgefallen, und ich hatte mich noch gewundert, was das wohl sein mochte, da nur wenige Dampfer so etwas wie eine Gallionsfigur haben. Jetzt, mit diesem einen Blick, stand mir jenes Bild wieder lebendig vor Augen: die Landungsbrücke, die hin und her eilenden Fährdampfer, die Möven über dem Fluß und die großen Schiffe, die vorbeifuhren und mit der Dampfpfeife heulten. „Da war es. Da habe ich sie gesehen“, bestätigte ich vor mir selbst.

Ich wollte mir den weißen „Gry“ einmal genau von vorne ansehen. Ich ruderte daher unmittelbar vor den Bug und blickte hinauf. Von dem „Gry“ war nur der Vorderleib dargestellt, wild sich aufbäumend, mit offenem Maul und flatternder Mähne. Während ich dort noch lag und hinauffah, kam einer der Matrosen über das Ohrholz auf das Gallionsbrett gerutscht

und ließ an einem Ende Schiemannsgarn einen Süd-
wester vor dem Bug herunter. „Englischmann“, rief
er mir leise zu, „du bringen vino? Tu vino in der
Sut. Ich geben ein Dollar.“ „No hay“, sagte ich,
„no vino“. „Du haben Brandy, Whisky?“ fragte
er. „No hay“, sagte ich, „nada“. „Du bringen
heute abend, um acht Glasen?“ fragte er, „wir geben
viele Dollars.“ „Nada“, sagte ich und ruderte wieder
auf die Mole zu. Ich staunte nur über die Nachlässigkeit
des Leutnants, der es zuließ, daß bei hellem Tage
ein Boot bis unter den Bug heranzufahren und einer
seiner Leute nur zwanzig Schritte von ihm entfernt
um Schnaps handeln konnte. „Wenn ich dein
Admiral wäre, junger Freund“, dachte ich, „dann
würde ich dir, noch bevor es das nächste Mal gela-
st hat, die Uniform schlantweg vom Leibe fegen.“

Als unser Boot langsam an der Mole ent-
langglitt, der den Marinehafen vom Handelshafen
abschließt, bemerkte ich, daß drüben im Marinehafen
allerhand Betrieb war. Winschen rasselten, und nach
den Qualmsäulen, die sich in die Luft hoben, zu urteilen,
lagen dort Schiffe, die Dampf aufmachten. Im
Weiterfahren fiel mir ein Mann ins Auge, der oben
auf der Mole stand und zum Marinehafen
hinüber sah. Nach dem ersten Blick hielt ich ihn
lediglich für einen Wachposten, aber schon bei dem
zweiten Blick wußte ich irgendwie: das war Tom,

und Tom war hier als Spion. Mir blieb fast das Herz stehen, als ich ihn erblickte. Er war in Zivil und starrte hinüber zu den Kriegsschiffen. Es war Tom, ohne Frage. Er war nicht tot und nicht in Puño.

Dann sah ich, daß ein Wachposten etwa dreihundert Schritte nach der Stadt zu aus seinem Schilderhaus auf der Mole heraustrat. Er rief und machte Tom Zeichen, er solle da weggehen. Tom beeilte sich nicht im geringsten. Er steckte das Glas in die Tasche, ließ sich über eine Strickleiter hinab in ein Boot, das dort auf ihn wartete, löste die Leiter mit einem raschen Ruck, stieß ab und besprach sich offenbar mit seinem Bootsführer, sie wollten nach der Hafentreppe zurückfahren.

Er hatte mich nicht gesehen und fuhr etwa dreißig Meter vor mir her. Ich befahl meinem Rudersmann, das Boot da vorne einzuholen.

„Hallo, Tom“, sagte ich, als wir dann nebeneinander herfuhr.

„Hallo“, sagte er, „ich habe dich schon gesucht.“

Mehr sprachen wir nicht, bis wir die Treppe erreicht hatten. Aber ich sah ihn mir genau an und sah, daß er um zehn Jahre gealtert, seitdem ich das letzte Mal mit ihm zusammengewesen war. Sein Begleiter, der einen Anzug aus Serge trug, war offensichtlich ebenfalls ein Marineoffizier, einer von

der stillen überlegenen Art, wie sie an Land in einem Stabe arbeiten.

Als unsere Boote die Stufen erreichten, sprangen wir heraus und schüttelten uns die Hände. „Hier können wir nicht sprechen“, sagte er. „Komm mit in meine Wohnung.“

Wir drängten uns durch die Menge, die stets die Landtreppe umlagert.

„Ich habe dich schon für tot gehalten“, sagte ich. „Ich glaubte, du seist auf dem ‚D’Duffy‘ gefangen-genommen.“

„Ein paar Weiber haben uns gewarnt“, antwortete er. „Wir waren gar nicht mehr an Bord, als sie das Schiff besetzten.“

„Du hast sicher allerhand durchgemacht“, sagte ich, „nach deinem Aussehen zu schließen.“

„Ich war auf dem ‚Moro‘.“

„Und was ist passiert?“

„Er lief auf eine Mine. Wir verloren etwa fünfzig Leute. Aber es hat sich gelohnt.“

„Ich habe nur die hiesigen Zeitungen gelesen. Sie sind euch nicht gerade freundlich gesonnen. Mir schien trotzdem, es war ein Erfolg für euch.“

„Wir haben erreicht, was wir wollten: den ‚D’Duffy‘ außer Gefecht gesetzt und das Munitionsschiff genommen“, antwortete er. „Aber das ist gar nichts. Diese Geschichte mit der ‚Gry‘ ist eine Kata-

strophe. Du hast gesehen: man hat die ‚Gry‘ und ihre Ladung Infanteriemunition beschlagnahmt?“

„Ja. Und ich habe auch die ‚Gry‘ gesehen.“

„Zu Hause werden wir uns weiter darüber unterhalten“, sagte er. „Inzwischen aber sieh dich einmal vorsichtig um, ob wir nicht verfolgt werden. Aber um ganz sicher zu gehen, machen wir lieber ein oder zwei Schläge rückwärts. Einverstanden?“

Wir machten „ein oder zwei Schläge rückwärts“. Soweit wir sehen konnten, wurden wir nicht verfolgt. Dann fanden wir uns auf einem menschenleeren Platz, auf dem ein Springbrunnen in einem Goldfischteich plätscherte. Auf diesem verlassenem Platz und unter dem schützenden Geräusch des Wassers fragte ich, wie er nach Santa Barbara gekommen sei.

„Mit Flugzeug und Auto, heute morgen früh“, antwortete er. „Aber komm. Die Zeit drängt. Außerdem kennt man mich hier, und ich möchte nicht gerne gesehen werden.“

Er führte mich von dem Platz herunter durch eine Straße und dann in eine enge dunkle Gasse, die sich Straße des Herzogs von Rivas nannte (dieser Rivas war ein Dichter). Sie war für einen Wagen zu eng und sah irgendwie finster aus. Tom hielt an einer Biegung der Gasse vor dem Hause Nummer dreizehn. Es war gerade keine sehr einladende Hausnummer, und ebensowenig war es der Anblick

des Hauses mit seinen dicht verschlossenen Fensterläden und der schweren alten schwarzen Haustür. Tom öffnete sie mit einem Drücker und brachte mich in einen dunklen Flur, in dem es sofort Nacht wurde, als die Tür zuschlug. Tom machte Licht.

Ich sah weiße Wände, einen Spiegel, Kokosmatten auf einem Steinfußboden, und eine Treppe, die sich nach oben wand. „Komm herauf“, sagte Tom. „Ich gehe voran.“

Er führte mich oben in ein Zimmer und zog die Jalousien auf. Ich sah einen luftigen kahlen, kühlen Raum und einen Tisch mit Karten darauf.

„Sitz dich und zünde dir eine Zigarette an“, sagte er. „Ich habe dich gesucht wie ein Schießhund. Ich hatte schon Angst, ich würde dich nicht finden. Rund heraus, Charles: ich brauche deine Hilfe.“

„Ich bin dabei“, sagte ich. „Handelt es sich um die ‚Gry‘?“

„Ja. Sie soll Infanteriemunition an Bord haben. Das hat sie auch. Aber unter der Gewehrmunition — und das wissen weder die Leute hier, noch der Kapitän, der uns verraten hat — liegen an die zwei- bis dreihundert Maschinengewehre und tausend Tonnen Munition dafür. Damit rechnen wir. Sie bedeuten für uns den Sieg. Wir müssen die Gewehre und die Patronen haben.“

„Das geht nicht“, sagte ich. „Der Dampfer hat seine Feuer ausgehen lassen und liegt in der ‚Verbrechergalerie‘ an der Kette.“

„Ganz gleich. Wir haben es übernommen, ihn nach El Puño zu bringen.“

„Das wird ein böses Stück Arbeit werden. Ich nehme an, du hast ihn dir angesehen. Er hat eine Wache an Bord.“

„Ja. Zehn Mann und ein Leutnant.“

„Der Leutnant ist ein Schlappschwanz.“

„Trotzdem. Der Dampfer ist bewacht und liegt unmittelbar neben dem Marinehafen.“

„Ja, die guten alten Zeiten, wo man noch einfach solch ein Schiff entern, die Wache über Bord schmeißen und davONSEGELN konnte. Ich sehe nichts, was man tun könnte.“

„Irgend etwas muß getan werden. Wir müssen den Kahn abbringen, bevor sie die Ladung untersuchen und die Maschinengewehre finden. Ich habe einen Schlepper.“

„Den ‚Dipton Glascher‘?“

„Ja. Er stand zum Verkauf. Ich habe ihn gekauft. Zum Glück hat er Dampf auf. Eine Firma in Meruel wollte ihn haben, und er wollte gerade heute die Rüste hinunter. Da bin ich eingestiegen und habe ihn bekommen. Das heißt natürlich: unsere Agenten haben das gemacht.“

„Was hat er für eine Besatzung?“

„Leute aus Liverpool.“

„Ich hörte so etwas, daß der Schiffsboden bewachsen und auch die Maschine nicht mehr in Ordnung sein soll.“

„Er ist ein bißchen bewachsen. Aber das macht nichts. Die Maschinen sind vollkommen in Ordnung.“

„Hat er gute Leinen, die auch die ‚Gry‘ halten können?“

„Ja. Er hat gute neue, fast neue Trossen. Er kann die ‚Gry‘ abschleppen, wenn wir sie nur erst hätten.“

„Da hast du Glück gehabt, einen solchen Schlepper wie den ‚Glasher‘, und noch mehr Glück, eine Besatzung aus Liverpool zu bekommen. Wissen die Leute, um was es sich handelt?“

„Der Kapitän hat sich unserem Agenten gegenüber verpflichtet. Er hat eine ungefähre Ahnung. Er weiß aber zum mindesten, daß er ein schönes Stück Geld verdient, wenn er die ‚Gry‘ nach Puno bringt. Die anderen wissen von nichts.“

„Tom“, sagte ich, „wenn nun der Kapitän euch genau so verkauft, wie der andere euch verraten hat?“

„Möglich ist es. Vielleicht hat er uns bereits verraten. Vielleicht sind unsere Feinde bereits dahintergekommen, daß wir den Schlepper gekauft haben, und haben bereits Schritte dagegen unternommen. Irgendwie aber habe ich doch das Gefühl, daß der

Kapitän zu uns hält. Ich muß dich überhaupt darauf aufmerksam machen, Charles: diese Stadt ist für uns voller Feinde wie ein Netz voller Löcher. Zum Glück haben sie sich noch nicht so ganz darauf besonnen, daß sie uns eigentlich den Krieg erklären wollen, aber sie besinnen sich jede Stunde mehr darauf, und wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Ich sagte mir, jeder einigermaßen gewitzte Agent würde doch Nachforschungen nach dem Verkauf des Schleppers anstellen. Dann wieder fiel mir ein, daß die Agenten des Geheimdienstes doch sicher von Toms Aufenthalt hier wissen mußten. Mein Herz sank, aber ich wollte ihm etwas sagen, das ihm Mut machte.

„Gut. Wenn der Kapitän nicht hält, so ist das ein großes Plus. Daß du den ‚Slasher‘ hast, ist das zweite große Plus. Nun aber sehe ich noch nicht, wie du zehn barbaranische Marinesoldaten über die Keeling bringen willst, ohne Krieg mit Santa Barbara zu bekommen, den du doch sicher vermeiden möchtest.“

„Das ist ja der Haken bei der ganzen Geschichte: die Wache. Ich glaubte, da wären nur ein paar Wachmänner. Aber wir können doch kein ganzes Wachkommando überfallen.“

„Morgens um zwei wären zwar nicht mehr als zwei Leute an Deck, aber trotzdem müßtest du sie über Bord

werfen oder knebeln oder sonst etwas mit ihnen anfangen. Sie können natürlich auch ebensogut Alarm schlagen.“

„Charles“, sagte er, „wenn nun du vor dieser Frage stündest, was würdest du tun?“

„Ich würde versuchen, die Wache von Bord zu locken oder sie betrunken zu machen.“

„Und wie willst du den Alkohol an Bord schmuggeln?“

„Indem ich mich mit meinem Boot unter den Bug lege. Kurz bevor wir uns trafen, hatte mich einer vom Schiff gerade deswegen angerufen.“

„Wir könnten dem Rum etwas zusetzen und könnten vielleicht ein oder zwei damit betäuben. Aber diese Männer hier trinken nicht soviel wie deine werten Landsleute. Wie würdest du sie denn von Bord locken wollen?“

„Darüber habe ich zwar noch nicht nachgedacht. Aber vielleicht könntest du einen Admiralitätsbefehl nachmachen.“

„Dafür habe ich keine Vorlage, und ich wüßte auch nicht, woher ich so rasch eine bekommen sollte.“

„Da fällt mir ein: ich glaube in der französischen Revolution hat man die royalistischen Soldaten durch Frauen weglocken lassen. Könnte man nicht dem Leutnant einen Liebesbrief in die Hände spielen, der ihn um Mitternacht zu einem Stellbuchein einlädt?“

Dann wären er und die Gigbesatzung an Land, und in der Zwischenzeit könnten wir die Wache mit Schnaps betäuben.“

„Dem Schnaps etwas zuzusetzen ist eine gefährliche Geschichte. Was soll man da hineintun? Und wieviel? Und wie können wir das Mittel ohne ärztliches Rezept bekommen?“

„Ich glaube, Knockout-Tropfen kriegt man schon in einer der Hafenkneipen.“

„Das wären aber dann zwei Pläne“, stellte er klar. „Das ist nicht einfach. Ein Plan für die Leute und ein Plan für den Offizier. Außerdem ist der Leutnant heute nacht sowieso an Land beim Empfang des Präsidenten.“

„Woher weißt du das?“

„Ich hörte von dem Empfang. Ich ging daher in das Präsidentenpalais und sah aus der Liste, daß auch der Teniente Garcia Caldera, so heißt der Bursche, eingeladen ist. Er und die Bootsbefatzung wären also schon von Bord. Es blieben demnach noch sechs Mann, die wir zu betäuben hätten. Und wenn nun drei davon Abstinente sind, alte hartgesottene Wassersäufer mit Pensionsberechtigung?“

„Gut“, erwiderte ich, „dann lasse uns ein wenig weiterdenken. Wir haben zwei Dinge für uns. Der Leutnant befindet sich an Land, und wir haben wie durch ein Wunder einen erstklassigen Schlepper. Die

Frage ist nur, wie bringt man die sechs Mann der Wache entweder an Land oder zur Bewußtlosigkeit. Wie groß ist deine eigene Streitmacht?"

„Streitmacht?! Nichts von Streitmacht! Und wenn ich sie hätte, dürfte ich sie auf keinen Fall einsetzen. Was wir auch anstellen, Santa Barbara darf keine Handhabe bekommen, uns den Krieg erklären zu können.“

„Na schön, aber was hast du für Leute, um die ‚Gry‘ zu besetzen? Du brauchst doch zum mindesten jemanden, der am Ruder steht.“

„Ich habe mich“, sagte er, „und ich glaube, ich habe dich.“

„Sawohl. Ich bin dabei. Wer sonst noch?“

„Dann ist da noch Grau, der Mann, der eben bei mir im Boot war, und dessen Frau, Señora Grau. Nebenbei ist dies ihr Haus. Er war im letzten Jahre hier bei unserer Gesandtschaft. Auf die beiden kann man sich verlassen, ‚bis die Hölle einfriert‘. Und Señora Grau ist selber ein halber Seemann. Sie kann Rudervache gehen, ja, und überall rasch einmal zugreifen.“

„Gut. Dann wären wir also zu vieren.“

„Und die Schlepperbesatzung, die sich wie alle Schlepddampferleute genau an ihren Auftrag halten wird.“

„Könnte man nicht Rum und außerdem noch Kuchen mit einem Betäubungsmittel versehen“, bohrte ich weiter, „und die dann als Geschenk des Präsidenten auf die ‚Gry‘ bringen, wenn der Leutnant und die Gigbesatzung von Bord sind?“

„Du bist anscheinend ganz veressen auf dein Schlafmittel. Aber überlege doch mal: es ist Mitternacht, der eine oder andere schläft schon, alle haben sie zu Abend gegessen. Du kannst wohl sämtlichen Kuchen und den ganzen Wein der Welt vergiften, aber du kannst unmöglich damit rechnen, daß die Leute nun auch wirklich davon essen oder trinken. Außerdem sind diese Knockout-Tropfen, von denen du da redest, soviel ich gehört habe, höchst bedenklich. Es sollen sogar schon Menschen daran gestorben sein. Doch ganz gleich wie, schon der bloße Gedanke an Gift macht mich ekeln.“

„Mich auch“, antwortete ich, „aber wir überlegen uns doch nun einmal alle möglichen ungeseglichen Wege, und Gift ist einer davon. Doch gut, überdenken wir zunächst alle anderen Möglichkeiten. Wir könnten etwa um Mitternacht an Bord gehen, den Mann am Fallreep (sicher wird nur einer dort stehen) in eine Kabine locken, ihn einsperren und dann auch die übrigen, die wahrscheinlich schlafen werden, einschließen.“

„Ja. Aber angenommen, wir fänden sie alle an Deck?“ warf er ein.

„Dann könnten wir sagen, wir brächten den Befehl, die ‚Gry‘ an einen anderen Liegeplatz zu verholen.“

„Gut, aber ich habe Grund — und ebenso auch Grau — zu der Annahme, daß man sie bereits heute nachmittag in den Marinehafen verholen wird, und ein Schiff gleich zweimal an einem Tage zu verholen, ist unmöglich. Außerdem mußt du bedenken, daß wegen des Empfangs beide Häfen fast die ganze Nacht hindurch voller Boote sein werden mit Offizieren, die nüchtern an Land gehen und mehr oder minder beschwipst wieder zurückkommen. Das wird ein toller Betrieb sein, und wir werden ständig unter Beobachtung stehen.“

„Das glaube ich nicht so ohne weiteres. Der Hafen wird heute Nacht dick voll Nebel sein.“

„Daran habe ich ja überhaupt noch nicht gedacht. Zu allem anderen nun auch noch Nebel! Aber vielleicht ist gar kein Nebel. Wer sagt, daß es Nebel gibt?“

„Ich sage es. Und die Wetterwarte ebenfalls.“

„Dann ist alles aus. Bei Nebel findet der Schlepper den Dampfer nicht, und wenn er ihn gefunden hat, dann bringt er ihn unmöglich nach See hinaus.“

„Wenn die Besatzung des ‚Glasher‘ aus Liverpool ist und wenn sie wirklich alle Mann wollen, dann finden sie ihn auch bei dickstem Nebel. Und was das

Herausbringen angeht, das laß nur meine Sorge sein. Jedenfalls würde ich das Menschenmögliche versuchen.“

„Ich weiß, du bist ein prima Lotse. Aber hast du denn überhaupt auch nur die leiseste Chance, ein Schiff bei Nebel durch einen vollbesetzten Hafen hinaus nach See zu bringen?“

„Die Chance eines jeden Spielers“, sagte ich, „und die genügt mir.“

„Ich betone: es geht um Kopf und Kragen, und ein solches Unternehmen wird dich bei Green & Silva nicht gerade beliebter machen. Ein Schiff kapern, das ist Seeraub.“

„Vorläufig haben wir es noch nicht. Und vorläufig bleibt immer noch die Frage: wie?“

„Ja, wie?“

„Nun, ich habe vorgeschlagen: wir bringen um Mitternacht an Bord, sperren die Schlafenden in das Logis ein und ziehen los.“

„Ich habe dem entgegengehalten: vielleicht finden wir alle Mann an Deck, kommen mit ihnen in ein Handgemenge, beleidigen ihre Flagge und geben Santa Barbara den Vorwand zu einer Kriegserklärung, die wir mit allen Mitteln zu vermeiden haben.“

„Meiner Ansicht nach müßtet ihr die barbaranische Flotte schlagen können.“

„Will's Gott, daß wir nie auch nur den Versuch machen müßten. Sie haben nämlich nicht nur eine Marine, sondern auch eine Armee mit allein fünfzig schweren Haubitzen.“

„Einen Augenblick mal. Mir fällt da etwas anderes ein. Ich bin ein paar Tage weg gewesen. Seitdem hat sich hier allerhand geändert. Man spricht bereits offen vom Kriege mit euch. Sollte man nicht für nachts eine besondere Hafensbewachung eingerichtet haben?“

„Das geschieht wie sonst durch die Hafenspolizei. Sie verlangen irgendeinen Passierschein. Mehr nicht. Eine besondere Hafenswache ist noch nicht aufgezogen. Aber das ist ja das Verfluchte: sie kann jeden Augenblick eingerichtet werden. Grau hat auch schon darauf hingewiesen. Wir müssen deshalb versuchen, den Rahn heute nacht herauszubringen, oder wir kriegen ihn nie.“

Señora Grau trat in das Zimmer. Ich wurde ihr vorgestellt. Sie gefiel mir durch ihre ruhige entschlossene Schönheit.

„Suchen Sie noch immer einen Ausweg?“ fragte sie.

„Ja“, antwortete Tom, „aber wir finden keinen.“

„Vielleicht kommt uns noch die Erleuchtung“, sagte ich. „So etwas geht nicht mit Gewalt.“

„Aber auch nicht mit Güte“, meinte Tom.

„So etwas will mit List und Glück geschafft werden“, sagte ich.

„Aber die List fällt mir nicht ein, und mit dem Glück ist es vorbei“, sagte Tom.

„Ich an Ihrer Stelle“, riet Señora Grau, „würde einmal alles beiseitewerfen, einfach vergessen. Ich würde für eine halbe Stunde am Hafen und auf der Plaza spazieren gehen und zum Essen wieder da sein. Versuchen Sie einmal an gar nichts mehr zu denken. Dann fällt Ihnen vielleicht etwas ein.“

„Das ist ein vernünftiger Vorschlag“, sagte ich.
„Das machen wir.“

Also gingen Tom und ich hinaus und sahen uns von neuem den Hafen an. Da lagen die Schiffe aufgereiht an ihren Bojen. Da war das ganze herrliche Leben eines Hafens. Da lag die „Gry“ und da lag der „Clasher“. Aber wie die zwei zueinander gebracht werden sollten, war noch dunkel. Ich sah die Dampfmaschinen der Hafenpolizei hin- und herflitzen. Ich vermochte es mir mit dem besten Willen nicht vorzustellen, wie wir die „Gry“ aus dem Hafen herausbringen sollten, ohne von einem Polizeiboot angerufen zu werden. „Wenn Nebel wäre“, sagte ich mir, „dann könnte ich schließlich den Anruf überhören. Aber wenn nun ein Fallwind den Nebel lichtet, wenn die Polizei an die Forts und an die Flotte funkt und wenn die Forts auf uns loschießen,

bis die Zerstörer uns gefaßt haben, dann geht es ab mit uns auf soundsoviel Jahre Zwangsarbeit in das Bergwerk.“

Doch von diesem entmutigenden Gedanken wandte ich mich wieder zurück zu dem noch entmutigerenden Gedanken: „Du bekommst ja die ‚Gry‘ nicht eher von der Boje los, als bis du die Wache aus dem Wege geschafft hast. Aber wie kannst du diese Wache aus dem Wege schaffen? Es sind zum mindesten sechs ausgewachsene Matrosen an Bord, mit allen militärischen Wassern gewaschen und gefeit gegen alle Verlockungen.“

Je mehr ich darüber nachdachte, desto trübsinniger wurde mir zumute. Wir gingen vom Hafen hinüber in die Anlagen, beide schweigend, beide verzweifelt bemüht, dort einen Weg zu suchen, wo kein Weg zu finden war.

„Es ist gerade so, als ob man ewig mit dem Schädel gegen die Wand anrennt, wie man sich auch dreht und wendet“, meinte Tom.

„Es ist genau so wie in einem Märchen, das ich mal gelesen habe“, sagte ich. „Ein Wanderer kam an eine Mauer, bei der er weder drüber noch drunter durch konnte.“

„Und was tat er?“

„Zunächst versuchte er es auf alle mögliche Art und Weise. Dann gab er es auf und legte sich

schlafen. Am andern Morgen war die Mauer verschwunden.“

„Andere Städtchen, andere – Mauern“, meinte Tom.

Bei diesen Worten waren wir auf den sogenannten Platz der Freiheit gekommen. Am Nordende dieses Platzes liegt ein stattliches weißes Gebäude, das damals dem Marine- und Militärklub gehörte. Über seinem Eingangstor befand sich ein riesiges, in die Augen springendes Flachrelief, eine Darstellung der Unabhängigkeitschlacht, in der Almirante Browne unmittelbar vor dem Hafen von Santa Barbara ein spanisches Geschwader vernichtet hatte. Keiner von uns beiden dachte auch nur im entferntesten daran, daß wir hier die erlösende Idee finden sollten, aber wir sahen die Schiffe auf dem Relief und als Seeleute blieben wir unwillkürlich stehen, um sie uns anzusehen und die Stellung der steinernen Toppfegel sachverständig zu begutachten. In diesem selben Augenblick tat sich unter dem Relief das Tor auf. Zwei Neger in Weiß hielten die beiden Türflügel weit nach außen geöffnet, nahmen Haltung an und salutierten. Wenige Sekunden später erschien dann der Anlaß dieser Zeremonie, schritt langsam und mit Würde aus der Halle hervor und (mit einiger Mühe) die Stufen herab.

Er war ein großer dicker Mann mit einem fetten grauen Gesicht und grauem Haar und sah so einge-

preßt in seiner Uniform, daß er ausfah wie eine Schneiderpuppe. Auf dem Kopf trug er einen großen schwarzen Dreispiz aus Plüsch und schwer von Goldlize. Er hatte eine Marineuniform an, wie sie vielleicht vor dreißig Jahren einmal in England in Gebrauch gewesen, nur daß sie flaschengrün war, das heißt, wo nicht gerade Goldlizen saßen. Ich wußte, was Goldlize kostete, denn ich hatte bei Green & Silva selbst welche anlegen müssen. Dieser Mann aber trug soviel davon an sich, daß man ihn nur hätte einzuschmelzen brauchen, um die ganzen Staatsschulden damit zu bezahlen. Er war ganz steif von Gold: Epauletten, Halskragen, Achselschnüre, Treffen, Paspelierungen, Armelaufschläge, Patten und Hosensstreifen. Er hatte sogar goldene Hosenstege. Sein Degen schien ganz aus Gold zu sein. So schritt er aufgerecht dahin, und unwillkürlich in dem Gefühl, er müsse eine Art von Oberadmiral sein, grüßten wir beide, welche Aufmerksamkeit er mit feierlicher Würde erwiderte. Er ging langsam über den Platz zum Admiraltätsgebäude hinüber. Auf diesem Wege nahmen etwa ein Drittel der Männer, die ihm begegneten, Haltung an und grüßten. Ich beobachtete ihn, bis sich die Tore der Admiralität hinter ihm geschlossen hatten.

„Wer ist das?“ fragte ich. „Ein Retter seines Vaterlandes?“

„Der hiesige Hafenaömiral“, antwortete Tom.
„Ribeira y Pelote. Alte Familie. Ich glaube,
Zuckerpflanze irgendwo im Norden.“

Für einige Minuten blieb ich stumm, dann sagte ich
rasch: „Tom, komm mit in eine stille Ecke der Anlagen,
wo wir ungestört reden können. Ich glaube, ich weiß
jetzt, wie wir die ‚Gry‘ bekommen.“

Wir gingen in einen einsamen Park hinter dem
Nonnenkloster, und dort sagte ich Tom, was mir
eingefallen war.

„Wenn du dir genügend Goldstücke umhängst, Tom,
kannst du mit deinem Schlepper zu jeder Tag- und
Nachtstunde längsseit der ‚Gry‘ gehen und sie mit-
nehmen, wohin es dir Spaß macht.“

„Ich sehe nur nicht: wie?“

„Du hast es eben selbst gesehen: wie. Du hast doch
gesehen, daß der Hafenaömiral sogar Taubstumme
zum Grüßen zwang. Menschen mit Disziplin im
Leibe gehorchen dem äußeren Zeichen der Befehls-
gewalt auch dann noch, wenn diese Befehlsgewalt
selbst längst unwirksam geworden ist.“

„Du meinst also, ich soll mir eine solche Uniform
anziehen, an Bord der ‚Gry‘ gehen und einfach den
Befehl zum Losmachen geben?“

„Ja.“

„Das könnte gehen.“

„Es wird bestimmt gehen.“

„Der Vorschlag wäre soweit gut. Nur ist dann der englische Schlepper eine Schwierigkeit. Was hat ein hiesiger Marineoffizier mit einem ausländischen Schleppdampfer zu schaffen?“

„Das weiß ich auch nicht, und sie werden es genau so wenig wissen, aber sie werden nicht danach fragen.“

„Ja, aber, wie gesagt, die ‚Gry‘ wird bereits am Nachmittag verholen. Dieses zweite Verholen und noch dazu mit einem englischen Schleppdampfer ist mehr, als sie schlucken werden.“

„Sie werden jeden Befehl schlucken, hinter dem genügend Goldlätze steckt. Wenn du dir nur genug Streifen umlegst, kannst du dir sogar eine neue Besatzung aus dem Wachlokal mitnehmen und die alte verhaften lassen.“

„Das ist ein Gedanke!“

„Worauf du dich verlassen kannst.“

Er schien nicht abgeneigt, den Plan aufzugreifen.

„Es hängt nur noch von einem ab“, sagte ich. „Kannst du dir eine Uniform wie die des Hafensadmirals beschaffen?“

„Etwas Ähnliches vielleicht, aber ich weiß es natürlich nicht bestimmt. Heute abend ist Empfang beim Präsidenten, da werden alle Ausrüstungsgeschäfte ihre Galauniformen jetzt schon verliehen haben.“

„Kannst du nicht eine kaufen?“

„Aus zweiter Hand, das wäre möglich, oder von Theaterleuten.“

„Versuche es. Wenn du sie hast, ziehe sie heute abend an, gehe frech über die Marinebrücke, befehl der Wache, sie soll dich mit einer Pinasse zur ‚Gry‘ bringen, übernimm dort das Kommando, erkläre die Besatzung für verhaftet, laß sie für dich das Schiff losmachen, dann erscheint der ‚Slasher‘, du schickst darauf alle Marineleute mit der Pinasse an Land und rückst aus nach See.“

„Das ist ein Plan.“

„Das ist bestimmt ein Plan!“

„Nur eines würde ich ändern. Wir müßten mit der Pinasse erst zum ‚Slasher‘ fahren, damit wir den gleich bei uns haben, wenn wir auf die ‚Gry‘ kommen. Wir müssen sofort losfahren können.“

„Je eher desto besser.“

„Richtig. Aber an der Hafeneinfahrt liegen die Patrouillenboote der Polizei. Wie kommen wir an denen vorbei?“

„Wenn wir die Marineleute geblufft haben, glaubst du nicht, daß wir mit Goldblize dann nicht auch die Polizei bluffen können?“

„Vielleicht. Aber man kennt die ‚Gry‘. Sie ist genau genommen doch eine Gefangene. Man wird also fragen: was macht diese Gefangene außerhalb ihres Gefängnisses?“

„Darauf könnten wir antworten: wir bringen sie der größeren Sicherheit wegen nach Kap Catoche.“

„Dann wird man von uns einen Befehl der Admiralität verlangen.“

„So mach dir doch einen.“

„Das hast du schon einmal gesagt. Ich würde es auch tun, wenn ich nur eine Vorlage hätte, aber ich habe keine und weiß nicht, wie so etwas aussieht, und habe auch keine Zeit mehr, das erst ausfindig zu machen.“

„Willst du den Plan versuchen?“ fragte ich.
„Wirfst du dir eine Uniform kaufen?“

„Ich werde es versuchen“, antwortete er. „Es ist bis jetzt der einzig annehmbare Vorschlag. Ich muß zwei Uniformen kaufen, eine mit einem niedrigeren Dienstgrad für Grau. Ich möchte aber nicht gerne erkannt werden. Willst du nicht versuchen, die Uniformen zu kaufen?“

„Mich würde man erst recht als Ausländer erkennen und mir schon gar keine verkaufen. Außerdem wüßte ich auch gar nicht, was ich verlangen sollte.“

„Das ist richtig. Ich muß es selbst tun. Aber ich darf es nicht wagen, in ein Militärausrüstungsgeschäft zu gehen. Ich muß schon zu einem Theaterkostümier und muß gleich kaufen.“

Der Kostümladen hatte ein prächtiges Schaufenster, in dem sich eine flaschengrüne, dick mit Gold besetzte

Marineuniform und eine himmelblaue, ebenso dick mit Silber bestickte Armeeuniform gegenüberstanden. Dazwischen erhob sich ein hölzernes Ballettmädchen im Flitterröckchen schelmisch auf einem Bein. Ich sagte zu Tom, es wäre wohl besser, er ginge allein, und auch er hielt es für richtiger.

Nachdem die Ladentür sich hinter ihm geschlossen hatte, schlenderte ich in der Straße, die auf den Hafen führte, hin und her. Die Raperung der „Gry“ lag noch in weiter Ferne. Das Ereignis des Augenblicks war der Kauf der beiden Uniformen.

Ich habe überzogenes Selbstbewußtsein bei einem Manne immer verabscheut und habe mich stets, wenn ich irgend etwas unternehmen wollte, vor jeglicher Vertrauensseligkeit oder Selbstsicherheit gehütet. Erst eine Art zuversichtlichen Mißtrauens, eine Mischung aus Entschlossenheit und Vorsicht, läßt der Seele Hilfskräfte zuwachsen, die ihr das Durchstehen erleichtern. Ich hatte Angst, daß Tom bei der Beschaffung der Uniformen allzu zuversichtlich sein könne.

Ich versuchte mir auszumalen, wie sich der Inhaber eines solchen Ausstattungsgeschäftes in London oder sonstwo verhalten würde, wenn man bei ihm eine derartige Uniform verlangte. Er würde zunächst einmal nach dem Namen fragen und dann in der Marineoffiziersrangliste nachsehen. „Wenn man das

auch hier tut“, sagte ich mir, „und Tom hat einen falschen Namen angegeben, dann besteht entweder die Möglichkeit, daß sich der Name überhaupt nicht in der Liste befindet oder daß der Mann, dessen Namen er angegeben hat, bekannt oder gar ein Kunde des Geschäftes ist.“ Dann kam mir der Gedanke, daß die Polizei doch sicher nach unberechtigten Eindringlingen bei dem Abendempfang fahnden würde. Man mußte doch ständig auf der Hut sein vor Hochstaplern oder vor Leuten, die sich unter falscher Flagge in das Präsidentenpalais einzuschleichen versuchten. Man würde doch zweifellos mit derartigen Ausrüstungsgeschäften in Verbindung stehen und vorher zu erfahren wissen, was für Uniformen ausgegeben worden waren. Selbst wenn dies auch nicht London oder Portsmouth, sondern eine Stadt des Südens war, so befand man sich doch in einem Zustand der Spannung und des beginnenden Kriegsfiebers. Die Vorsichtsmaßnahmen mußten doch von Stunde zu Stunde schärfer werden.

Ich ging auf und ab und zerbrach mir den Kopf, warum Tom noch nicht wieder herauskam. Es verstrichen zehn Minuten, eine Viertelstunde. Ich begann unruhig zu werden. Mir kam der Gedanke, man müsse ihn verhaftet haben oder halte ihn zurück und stelle inzwischen Nachforschungen an. Ich sah es geradezu vor mir wie der Schneider, aalglatt und ölig,

den Sitz von diesem und jenem probierte, während der Kollege hinten im Laden an die Geheimpolizei telephonierte, man möge sofort einen Untersuchungsbeamten schicken. Als ich zwanzig Minuten gewartet hatte, fuhr ein Auto an der Tür vor. Zwei Männer, die mir sehr nach Polizeioffizieren aus-sahen, stiegen aus, gingen in den Laden und kamen nicht wieder.

Wieder vergingen zehn Minuten. Ich hatte fast schon die Hoffnung aufgegeben, da erschien mit einem Male Tom und hinter ihm ein Junge mit einem metallenen Uniformkoffer. Ein Mietauto rollte heran. Der Junge öffnete den Schlag, stellte den Koffer hinein, bekam ein Trinkgeld und ging. Der Wagen fuhr weiter, an mir vorbei, um eine Ecke herum, hielt dort und wartete auf mich. Wir fuhren ein paar hundert Meter, ohne ein Wort zu reden, denn in diesen südlichen Ländern hat man keine Scheidewand zwischen dem Wagenlenker und dem Fahrgast. Tom ließ das Auto halten und schickte es fort. Als wir in einen öffentlichen Park getreten und sicher waren, daß wir nicht verfolgt wurden, sagte Tom:

„Ich habe die Uniformen beisammen.“

„Ich dachte schon, man hätte dich verhaftet“, entgegnete ich. „Du bist eine Stunde weggeblieben.“

„Tatsächlich?“ sagte er. „Mir ist es gar nicht so lange vorgekommen. Es waren noch zwei oder drei

Kleinigkeiten zu ändern, und ich mußte einen ganzen Berg Hüte und Stiefel durchprobieren.“

„Hat man dich denn nicht ausgefragt?“

„Ausgefragt? Nein. Das sind doch Althändler. Die freuen sich, wenn sie was loswerden können.“

„Dann wären wir also über den Berg.“

„Über diesen Berg offenbar ja. Das ist niemals ein Berg gewesen!“

„Aber für mich.“

„Oh nein“, gab er zurück, „der wirkliche Berg liegt da, dort links, das niedrige gelbe Gebäude auf der Nonnenspitze, die Hafenspolizeistation. Wie wir umgeschoren darüber hinwegkommen sollen, ist mir gänzlich unklar. Jeder Trumpf, den wir ausspielen können, dort wird er gestochen.“

„Gut, Tom“, sagte ich, „dann bringe ich das Schiff durch Drake's Einfahrt hinaus. Da gibt es keine Polizeistation.“

„Drake's Einfahrt?“ fragte er. „Meinst du die da drüben?“

„Ja. Dort wo die Brandung steht.“

„Aber da ist doch keine Durchfahrt.“

„Drake ist hindurchgekommen.“

„Ja, Drake mit seinen kleinen Fahrzeugen. Aber für die ‚Gry‘ ist das Wasser nicht tief genug.“

„Doch“, sagte ich.

„Aber ich bitte dich“, entgegnete er, „es ist ein unbezeichnetes Fahrwasser, ohne Feuer, ohne Bojen und voller Klippen. Es wird nie benutzt.“

„Es gibt eine ausgezeichnete Karte davon. Ich habe sie gesehen.“

„Ja, aber was nützt dir die Karte? Du befindest dich auf einem Schlepper, du hast hinter dir einen Dampfer im Tau, vielleicht bei dickem Nebel. Du tappst herum wie ein Blinder. Woran willst du dich halten?“

„An das Lot“, sagte ich. „Außerdem steht an zwei Stellen Klippenbrandung, die ein auffälliges Getöse verursacht. Ferner sind die gefährlichsten Riffe mit Glockenbojen bezeichnet. Und drittens bekommt man an der Einfahrt ein Echo.“

„Das sind aber doch alles nur Töne!“ warf er ein. „Es ist eine verfluchte Gegend!“

„Komm mit“, sagte ich. „Dort drüben unter dem Schuttdach hängt eine Karte. Sieh sie dir an und überzeuge dich selbst: es ist gar nicht so schlimm.“

An der Uferstraße befanden sich derzeit mehrere Pavillons oder Kapellen, die dem Andenken berühmter Männer gewidmet waren. In dem einen oder anderen hingen an den Wänden große Karten vom Hafen, auf denen der Fremde sich orientieren oder bei Nacht die Leuchtfeuer ausmachen konnte. Ich brachte Tom zum nächsten Pavillon und zeigte ihm

den Verlauf von Drakes Einfahrt. Ich hatte Recht: das Wasser war für die „Gry“ tief genug, allerdings nur in einer engen und gewundenen Fahrrinne, in die sich die Riffe von allen Seiten so hineinschoben, daß sich mein hitziger Mut doch bedenklich abkühlte. An den verschiedenen Abstufungen des Blau, vom Ultramarin der Tieffsee bis zur hellsten Tönung, ja, fast bis zum Weiß des Ufers, konnte man erkennen, daß die Fahrrinne überall fünf Faden, oft sogar sieben Faden Wassertiefe hatte, aber sie krümmte sich wie ein umgekehrtes liegendes S, etwa so: \sim . Ihre Biegungen waren sehr eng und gerade hier flachten sich die Ufer zu Riffen ab. Tom hatte Recht: es gab keine Leuchtfeuer. An den beiden gefährlichsten Stellen befanden sich zwei Glockenbojen und auf jeder der beiden kleinen Felseninseln am seewärtigen Ausgang je eine Bake, die aber für ausgehende Schiffe unsichtbar oder nahezu unsichtbar sein würden. An anderen Anhaltspunkten, nach denen sich ein Schiffer vielleicht hinaustasten konnte, gab es nur noch die beiden Brandungsstellen, je eine in den Schlingen des S, die Ost-Klippe und die West-Klippe. Allerdings, zwei Klippenbrandungen, die keineswegs immer branden würden, und zwei Glockenbojen, auf die man sich auch nicht für gewiß verlassen konnte, waren nur ein schwacher Trost für den, der einen Schleppzug bei Nacht und Nebel durch eine enge

Fahrerinne hindurchbugfieren sollte. Doch vielleicht blieb der Nebel ja auch aus, und sicher umgingen wir auf diesem Wege die Polizei. Dazu war ich jung und bildete mir etwas auf meine Kunst ein. Außerdem schien die Sonne, als ob es niemals Nacht werden, und der Freund stand neben mir, als ob es niemals Nebel zwischen uns geben könnte. Man brauchte das Schiff nur um die eine Biegung und dann um eine zweite Biegung und dann noch um eine Ecke herumbringen, nichts weiter. Wer sollte das nicht können? Oder, zum mindesten, wer würde das nicht versuchen?

„Siehst du, wir haben Wasser genug“, sagte ich. „Mit einem gewiegten Mann am Lot mache ich es sogar mit verbundenen Augen.“

„Mit verbundenen Augen“, wiederholte er. „In einer klaren windstillen Mondnacht könntest du vielleicht mit einigem Glück so eben und eben hindurchschrammen, aber heute nacht bei Nebel und mit einem Schiffe im Schleppe da setzt du den Rahn hoch und trocken auf die Klippen. Bei Nebel ist ein Durchkommen menschenunmöglich.“

Während wir noch sprachen, betrat ein Mann den Pavillon und hängte den Mittagswetterbericht auf, der beständiges und heißes Wetter mit Dunst oder Küstennebel während der Nacht voraussagte.

„Mit verbundenen Augen“, wiederholte Tom und wies mit dem Daumen auf den Wetterbericht.

„Kein Gedanke daran. Das schlag dir nur aus dem Kopf.“

Wir traten vor den Pavillon und ließen unsere Blicke zum Marinehafen und darüber hinweg nach See hinaus wandern. Bei dem auflandigen Wind und der einsehenden Flut zeigten die Riffe in Drake's Einfahrt weiße Ränder und an den Klippen schossen die Springstrahlen der Brandung hoch. Weit draußen nach See zu, offenbar am Ausgang des Fahrwassers, leuchteten die Gischtwolken an den beiden Felseninseln. So aus der Ferne gesehen, war es, das mußte ich schon zugeben, „eine verfluchte Gegend“, wie Tom sie genannt hatte.

„Also willst du nicht einmal den Versuch machen?“ fragte ich.

„Nein“, beharrte er. „Kommt gar nicht in Frage. Gehen wir zum Essen.“

„Gut, gehen wir zum Essen“, sagte ich. „Es kann sein, daß es für eine Zeitlang unsere letzte vernünftige Mahlzeit sein wird.“

„Gehen wir zu Graus“, sagte er.

Wir fuhren in die Straße des Herzogs von Rivas zurück und stiegen in den großen kahlen Raum hinauf. Die beiden Graus kamen zu uns herein. Grau war ein handfester unterfester Seemann mit einer Narbe am Mund, die ihm ein Indianer mit einem Speer bei-

gebracht hatte und die ihn beim Sprechen behinderte. Beide Graus schienen sehr erregt.

„Haben Sie inzwischen das Neueste gehört?“ fragte Grau.

„Nein“, sagten wir. „Wieso Neues? Was ist? Krieg?“

„Nein“, antwortete er, „aber der Hafen soll heute abend mit einer Balkensperre geschlossen werden.“

„Warum denn das?“

„Angeblich als Vorsichtsmaßnahme. Die Tatsache jedenfalls steht fest. Ich bin selbst draußen gewesen, um mich davon zu überzeugen. Die Sperre war zur Hälfte bereits ausgelegt. Da bringen wir die ‚Gry‘ nicht mehr heraus.“

„Wird Drakes Einfahrt auch gesperrt?“ fragte ich.

„Drakes Einfahrt? Was ist denn das?“

„Der Ausgang nach Süden“, antwortete ich.

„Davon wußte ich nichts, daß es auch nach Süden einen Ausgang gibt. Meinen Sie zwischen den Riffen hindurch?“

„Ja.“

„Wenn dort eine Fahrinne besteht, so nehme ich an, daß man auch die schließen wird. Aber ich glaube nicht, daß jemand versuchen würde, dort ein Schiff durchzubringen. Sie ist weder befeuert noch betonnt.“

„Haben Sie Karten bei der Hand?“ fragte ich.

„Karten mehr als genug“, sagte er, holte sie und breitete sie aus. Ich starrte daraufhin, und dabei kam mir wiederum der alte Drake in den Sinn. Ich hatte das seltsame Gefühl, daß er mir nahe sei und daß er mir das Herz in der Brust heftiger schlagen machte. Die sich windende Schlangenlinie der Fahrerinne brannte sich mir in die Seele. „Ich zwinge dich doch“, sagte ich in Gedanken zu ihr, „und wenn hier die Scylla brüllt und dort die Charybdis ihr Maul aufreißt und wenn sich alle Felsen erheben und sich mir entgegenstellen.“

Grau blickte mir über die Schulter, während ich die Karten betrachtete,

„Drakes Einfahrt scheint mir ja eine hübsche Felsenallee zu sein,“ meinte er.

„Auch das“, entgegnete ich, „aber wir haben einen Schlepper und eine Besatzung aus Liverpool. Jeder Liverpooler Schlepperkapitän würde das riskieren.“

„Bei dickem Wetter?“ fragte Grau. „Wir werden diese Nacht Nebel haben.“

„Auf dem Mersey ist es jeden vierten Tag dick“, sagte ich. „Die lassen sich durch Nebel nicht abschrecken.“

„Auf dem Mersey, das mag sein“, warf Tom dazwischen, „weil sie den kennen. Aber diese Gegend kennen sie eben nicht.“

„Dafür kenne ich sie. Wenigstens einigermaßen“, erwiderte ich.

„Also gut, es scheint tatsächlich keinen anderen Ausweg mehr zu geben“, sagte Grau. „Daher, Sie Landsmann Drakes, was raten Sie uns?“

„Ich möchte vorschlagen, wir gehen auf den Schlepper, bitten den Kapitän, daß er mit uns kommt, und sehen uns von einem Motorboot aus Drakes Einfahrt einmal an. Wenn der Schlepperkapitän sagt, es geht nicht, dann können Sie darauf ab, daß es wirklich nicht geht. Aber wenn er meint, er will es versuchen, dann haben wir bestimmt eine Chance.“

„Gut“, beschloß Tom, „überlassen wir es dem Schlepperkapitän.“

„Ich werde mir ein oder zwei Karten mitnehmen“, sagte ich, „und einen Kompaß, wenn Sie einen da haben.“

„Ich habe einen Bootskompaß“, erklärte Grau. „Er taugt zwar nicht allzuviel.“

„Aber er wird schon seine Dienste tun“, entgegnete ich, „wenn wir die Buchten ausfahren.“

„Es wäre ganz gut“, meinte Grau auf seine stoßende Art, „wenn wir die Karten nicht so offen zeigen würden. Vielleicht stehen Posten auf der Mole. Wir tun daher besser, als ob wir zum Fischen gingen. Ich werde Angelschnüre mitnehmen. In diesen letzten

ein oder zwei Tagen wittert man hier überall Spione.“

Wir taten die Karten in eine Reisetasche. Grau steckte den Kompaß ein und nahm zwei Holzrahmen mit Angelschnüren und Blätter in die Hand. An der Hafentreppe mieteten wir uns ein Motorboot, den „Galfrido“, und fuhren zwischen dem Bootsgewimmel hindurch zum „Slaßer“.

Ich hatte den „Slaßer“ damals auf dem Mersey oft gesehen. Jahrelang hatten die Seeleute von ihm und von manchen seiner berühmten Schleppfahrten gesprochen. An einem für mich selbst unvergeßlichen Tage hatte ich ihn längs der „Shining Branch“ klarliegen sehen, um uns nach See hinauszubringen. Damals hatte ich seine Besatzung um die Bücklinge, die sie zum Frühstück aßen, beneidet, während ich als Schiffsjunge auf einem ausreisenden Segler bereits an meinem Hartbrot herumkaute. Hier hatte ich ihn nun wieder einmal vor mir, ein Stück vom Mersey, in diesem fremdländischen Hafen ein Stück der Heimat, einer der gesuchtesten Schlepper der Welt und für das Seemannsauge ein beglückendes Bild ruhiger gesammelter Kraft.

„Wie heißt der Kapitän?“ fragte ich. „Früher hieß er Stott.“

„Stott ist tot“, antwortete Tom. „Der jetzige heißt Tollit. Julius Caesar Tollit.“

„Ein wunderlicher Name“, sagte ich.

„Und wohl auch ein wunderlicher Mann“, meinte Tom, „aber für mich in diesem Augenblick nicht mit Geld zu bezahlen.“

Der „Galfrido“ schor längsseit des „Slasher“. Wir stiegen an Bord. Ein wachäugiger blaßgesichtiger Mann mit hellem Backenbart und buschigem Schnurrbart kam uns von achtern entgegen. Ich merkte, daß er uns ungewöhnlich schnell und scharf einschätzte. Es war Kapitän Collick. Er besaß ohne allen Zweifel Entschlossenheit und einen raschen Verstand. Mir war sofort klar, daß er von Natur ein Draufgänger, und, wenn Not am Mann, auch ein Wagehals war. Tom stellte uns vor. Der Kapitän ging uns voraus in seine kleine Kabine, bot uns Whisky und weißen Peru-Branntwein an, den wir aber ablehnten. Tom gab die Erklärung, daß die Haupteinfahrt gesperrt werden würde und daß uns demnach nur noch die zweite übrig bliebe. „Es ist eine unübersichtliche enge und gewundene Fahrrinne“, betonte er, „und wir werden nach Mitternacht Nebel oder zum mindesten dickes Wetter bekommen.“

Der Kapitän sah ihn an, dann Grau, dann mich.

„Kennst einer von Ihnen die Fahrrinne?“ fragte er.

„Ich kenne sie so ziemlich“, antwortete ich.

„Ist da genug Wassertiefe für das Schiff?“

„Jawohl und bei jedem Stand der Tide.“

„Wie läuft der Eidestrom?“

„Wenn wir bei einsetzender Flut hinausgehen, haben wir an der schmalsten Stelle den Strom genau gegenan. Auf der zweiten und dritten Strecke, das heißt zwischen der ersten und zweiten Biegung und dann zwischen der zweiten Biegung und der eigentlichen Ausfahrt, wird der Strom durch die Riffe versezt, aber wenn man in die offene See hinaus abdreht, hat man ihn wieder genau von vorne.“

Er nickte und fragte: „Und mit welcher Strömungsgeschwindigkeit rechnen Sie?“

„Das kann ich nicht sagen“, antwortete ich, „aber das steht sicher auf der Karte. Übrigens haben wir im Augenblick genau die gleiche Tide, die wir auch nach Mitternacht haben werden. Vielleicht kommen Sie mit uns, werfen mal einen Blick in die Gegend und sehen es sich selber an.“

„Das wäre mir persönlich das liebste“, sagte er.

„Was meinen Sie überhaupt zu dieser Durchfahrt?“ fragte Tom. „Wären Sie bereit, es zu versuchen?“

„Bevor ich mich dazu äußern kann, halte ich es für besser, mich zunächst einmal mit eigenen Augen zu überzeugen. Was kann einem denn da drinnen in die Quere kommen?“ (Diese Frage war an mich gerichtet).

„Felsen, die sich zu Riffen abflachen, oder Klippen, die in das Fahrwasser hineinragen“, sagte ich.

„Das meine ich nicht“, erwiderte er. „Aber sind da Schiffe vor Anker oder Fischer vor ihren Netzen oder Küstenschiffe, die wegen des Nebels festliegen und vor denen ich plötzlich ausweichen muß?“

„Soviel ich weiß, wird die Ausfahrt nie benutzt“, sagte ich. „Natürlich sind Fischerboote da. Aber größere Schiffe sind da weder in Fahrt noch vor Anker zu befürchten. Das ist doch so?“ fragte ich Frau.

„Es ist kein eigentliches Fahrwasser“, antwortete der.

„Der alte Diktator wollte es dazu ausbauen“, warf Tom ein, „aber es sollte sieben Millionen kosten, und davor haben die heutigen Herren Angst.“

Kapitän Tollid überlegte eine halbe Minute, dann fragte er: „Haben Sie eine Karte?“

Wir breiteten unsere Karte vor ihm aus. Er blickte für vielleicht zwanzig Sekunden mit gespannter Aufmerksamkeit darauf hin. Ich sah, daß er die einzelnen Stromstrecken mit seinem Zeigefinger abmaß.

„Was meinen Sie davon?“ fragte Tom.

„Das sehen wir uns besser einmal selbst an“, antwortete er aufgeräumt. „Es ist ganz gut, wenn man in solchen Gegenden schon vorher Bescheid weiß. Wenn Sie nichts dagegen haben, sage ich auch noch meinem Steuermann, Harry, daß er mitkommt. Dann aber gleich.“

„Die genauen Kurse und Entfernungen der einzelnen Teilstrecken kann ich Ihnen angeben“, sagte ich, „und ich habe ja auch noch Zeit genug, auszurechnen, was Sie für Stromgeschwindigkeit und Stromversetzungen zugeben müssen. Wind werden wir keinen haben.“

„Sehen wir uns das an“, sagte er noch einmal und öffnete die Tür. Wir traten hinaus an Deck. Er rief: „Harry, setz dir deinen Landgangshut auf und komm her. Wir sollen mit diesen Herren hier zum Fischen.“

Der Steuermann Harry (ich habe nie erfahren, wie er wirklich hieß, alle Welt nannte ihn Harry) kam mit seinem steifen Hut an Deck. Er war ein kurz aber stämmig gebauter Mann mit den hellsten Augen, die ich je in einem Menschengesicht gesehen habe. Sie leuchteten nicht, sie glitzerten. Er hatte eine tiefe Seebärenstimme und einen rollenden Gang. Um ihn war stets ein dichter süßer Geruch nach Rautabak. Auf seinem Handrücken waren kunstfertig zwei blaue Rosen tätowiert. Ich hatte mich bei Kapitän Tollick noch nicht so ganz sicher gefühlt. Er hatte etwas Nervöses und Ruheloses an sich (später habe ich mir gesagt, daß das auch an mir gelegen haben kann). Aber Harry erinnerte mich sofort an Sir Francis Drake. Die feste unterfestete Gestalt, ganz Entschlossenheit und Kraft und fröhlicher Mut, war genau die von Drake. „Das ist der wiedererstandene Drake“, sagte ich bei

mir selbst, „der bringt uns durch.“ Untermwegs, als wir uns mit dem Motorboot zwischen den vielen Schiffen hindurchwanden, erzählte ich ihm von Drake, daß der durch die Einfahrt hereingekommen sei und daß der von Booten aus seine Schiffe hinter sich hergeschleppt hätte. Da erwiderte er: „Meine Großmutter hat noch ein altes Buch. Das hat einer von ihren Lenten geschrieben. Der ist selbst mit Sir Francis Drake losgewesen. Es ist so'n kleines Buch in einer ganz altmodischen Handschrift. Ich kann es selbst nicht lesen, aber es ist von dieser Küste hier, von der Barbarenküste, so wird sie da drin genannt.“

Wir fuhren an der „Gry“ vorbei, wo die Neugierigen noch immer in ihren Booten herumlungerten, und näherten uns der Einfahrt zum Marinehafen. Collick wandte sich an Tom: „Wissen Sie das bestimmt, daß sie nicht auch da drüben eine Balkensperre auslegen werden.“

„Bestimmt weiß ich es nicht“, antwortete Tom, „und die Möglichkeit besteht durchaus. Doch bis jetzt haben sie es ja noch nicht getan und auch noch nicht damit angefangen.“

Der Marineposten auf der Mole sah uns kommen und tat schon ein paar Schritte auf uns zu. Um ihn abzulenken, begann ich, die Angelschnüre klar zu machen. Wir liefen durch die Einfahrt in den Marinehafen, fuhren an ein paar alten Hulks, die als Lager-

schiffe dienten, vorüber und drehten etwa zwei Rabel-längen weiter, mit dem Bug nach See, genau gegen-über von Drake's Einfahrt, bei. Der Ausgang befand sich zwischen zwei Molen oder Wellenbrechern. Der Abstand dieser beiden Molenköpfe, auf denen sich zwei Leuchtbaken erhoben, betrug etwa hundert Meter. Das also war das Tor, durch das die „Gry“ hin-durch mußte.

„Aber wenn sie nun auch hier eine Balkensperre legen?“ fragte Collick. Tom zuckte nur die Achseln.

Wir alle starrten auf das weitgeöffnete Tor. Die Flut begann aufzulaufen. Ein schwacher Strom setzte von draußen herein. Kräuselwellen klatschten gegen unseren Bug, ließen das Boot ein wenig tanzen, liefen daran entlang und schoben alles mögliche Treibgut vor sich her in den Hafen hinein: Korke, Stroh, Ristenbretter, ein oder zwei Flaschen und, was mir besonders auffiel, einen Blumenstrauß.

Ich hob meine Augen darüber hinweg. Jeder von uns blickte gespannt und spähend um sich. Wir sahen, wie sich recht voraus weit draußen der Wasser-horizont anscheinend um ein oder zwei Fuß über die Oberfläche der See erhob. Er schwankte auf und nieder. Nur ein Felsen hob sich deutlich abgezeichnet daraus hervor.

„Dort liegt die erste Biegung“, sagte ich und wies auf den Felsen. „Wenn man sich hier in der Mitte

der Einfahrt hält und genau auf die Klippe da zu-
steuert, dann kann einem auf dieser Strecke nichts
passieren. Ist Ihr Kompaß zuverlässig?“

„Der Kompaß ist in Ordnung“, antwortete Tollick.
„Aber fahren wir weiter und sehen wir es uns an.“

Wir schoben uns langsam gegen das Gestrudel des
auflaufenden Wassers voran. Wir fuhren zwischen
den beiden Baken hindurch, die auf ihrer Spitze eiserne
Laternen trugen von der Art, wie sie wohl am Heck
alter hölzerner Kriegsschiffe zu finden sind.

Als ich vor ein paar Stunden und bei Niedrig-
wasser von der Stadt aus hier herüberblickte, hatten
die Riffe noch ihre Zähne gezeigt. Jetzt, bei Flut,
waren die meisten von ihnen unter Wasser, und dieses
Wasser selbst, bis auf einen Gischtfstreifen zu unserer
Rechten, ruhig. Einzelne Vögel schliefen oder
schwammen darauf umher. Während ich unseren
Kurs im Auge behielt, sah ich, wie sich vor uns eine
weiße Säule aus der See emporhob, frei gegen den
Himmel stieg, sich oben zu verzweigen schien, dastand,
aufleuchtete und wieder in sich zusammenfiel. Erst
Sekunden später erreichte uns ein dumpfer Laut,
ähnlich dem Blasen eines Walfisches. Das also war
die Brandung an der Ostklippe, eines der wenigen
Zeichen, die mir den Weg weisen sollten.

Tom und Grau ließen ihre Angelschnüre über Bord,
aber ich weiß, sie beobachteten das Wasser ebenso

genau wie ich. Wir fuhren langsam mit einem Kurs Ost zu Nord auf die Klippe zu. Das Wasser ist dort vollkommen klar, so klar, daß ich zu beiden Seiten gleich den Abhängen einer Schlucht die Felswände der Fahrrinne erkennen konnte, die mit dunkelroten Korallen und leuchtend weißen Muscheln besetzt waren. Ich sah die Fische schwimmen, sah sie atmen oder mit einem raschen Schwanzhieb davonblitzen und sagte zu mir selbst: „Charles Carlton, wenn du nicht all dein bißchen Verstand zusammennimmst, dann werden wohl noch vor morgen früh diese Fische da fröhlich an dir herumknabbern.“

Es geht wohl jedem, der seine Gedanken auf ein Ziel gerichtet hat, so, daß er nach allem greift, was sich nur irgend als ein günstiges Vorzeichen auslegen ließe. Als wir in die Einfahrt einliefen, sah ich auf einem Felsen vor uns einige der ziemlich seltenen Alfarero-Vögel. Als wir näher herankamen, hoben sie sich in die Luft und strichen nach einem anderen Felsen hin ab, wo sie in den flachen Wassertümpeln klatschend einfielen und sich auf die Jagd nach Fischbrut, ihrer Hauptnahrung, machten. Es sind sehr schöne und sehr schnelle Vögel mit einem blauen Gefieder und mit langen weißen Schwalbenschwänzen. Man sieht sie heutzutage nicht mehr oft. Ich zeigte sie daher Tom und nannte sie unsere Glücksvögel: „Sie tragen die Farben der Puros.“

Der Mittelteil jener ersten Fahrwasserstrecke ist einigermaßen ungemütlich eng. Ich machte den Kapitän darauf aufmerksam: „Die beiden Seiten der Fahrrinne biegen sich hier einwärts wie bei einem zusammengeschnürten Ärmel.“

„Ich dachte gerade darüber nach“, sagte er und sog auf seinen Lippen. „Stimmt Ihre Karte eigentlich?“

„Ich hoffe, daß alles richtig eingezeichnet ist“, antwortete ich. „Sie ist erst zehn Jahre alt.“

„Na, die Felsen werden sich seitdem sicher nicht verschoben haben“, sagte er. „Felsen zu beiden Seiten, Korallengrund und Kursrichtung recht auf die Klippenbrandung. hm . . .“ Er wandte sich an Harry, der mit den Augen die Strecke ausmaß. Sie unterhielten sich leise über Schiffe und Schiffslängen. Ich kehrte mich ab, um sie nicht zu stören. Ich sah, dicht unter der Wasseroberfläche seltsame Schatten gleich Wasserschlängen in der auflaufenden Strömung sich bewegen, unheimliche Schatten, bis ich erkannte, was sie bedeuteten. Wir schoben uns schweigend voran. Tom und Grau taten so, als ob sie fischten, hielten aber dabei ein Auge auf alles ringsum. Wir anderen beobachteten die mächtigen weißlichen, grünlichen oder buntfarbenen Felswände der Fahrrinne im Wasser zu beiden Seiten unter uns. Hier und da führten Nischen oder Durchschlüpfe in diese Wände hinein, und dort in deren Halbdunkel sah ich die Schlangen-

schatten pflanzenhaft treiben, bis sie dann plötzlich Gestalt annahmen und als Fangarme eine Beute ergriffen.

Ich hatte das Geseß der Folge herauszufinden versucht, nach dem an der Ost-Klippe der Springstrahl hochschöß. Aber es gab kein Geseß. Nur wenn die See mit einem bestimmten Druck auftraf, in ganz unberechenbaren Abständen, hob sich die Wassergarbe.

„Können wir damit rechnen, daß dort Brandung steht?“ fragte Tollia.

„Wenn wir Flut haben wie heute nacht, ja“, antwortete ich.

„Das wäre dann so gut wie eine Glockenboje“, meinte Harry. Ich selber glaubte zwar nicht recht daran.

Wir kamen an die Biegung des Fahrwassers bei der Ost-Klippe.

„Hier wollen wir ein paar Schläge hinüber und herüber machen“, sagte Tollia. „Unter den Felsen da gibt es sicher auch Fische.“

„Meiner Schätzung nach sind es bis hierher drei- undvierzig“, sagte Harry. Er meinte damit wohl Schiffslängen, in die er die Entfernung umgerechnet hatte.

„Hier laufen Wirbel und eine Stromversezung“, sagte Tollia. Wir fuhren in der Biegung der Fahrwasserinne ein paarmal auf und ab. Der Strom

festen hier zweifellos gegen das Riff zu unserer Rechten. Bei der Enge des Fahrwassers und der Aufgabe, auf solch schmalen Raum einen Schleppzug um eine Ecke herumzubringen, verschoben sich durch diese Stromverfetzung die Verhältnisse natürlich völlig.

„Schlimmer als jetzt wird es heute nacht auch nicht sein“, meinte Collick. „Was sagt die Karte?“

„Über die Stromverfetzung gibt sie nichts an“, antwortete ich.

„Aber wir müssen hier drehen?“

„Ja. Dies ist die erste Biegung. Hier müssen Sie mit dem Kurs um sieben Strich nach Steuerbord herumgehen. Sie haben nicht gerade viel Platz.“

„Nicht gerade allzuviel Platz, möchte ich sagen.“

„Sollen wir weiterfahren?“ fragte ich.

„Ja. Los dafür.“

Der Bootsführer nahm es als Befehl zum Losbrausen, aber Collick legte ihm die Hand auf den Arm. „Langsam, mein Junge“, sagte er. „Die Sonne blendet uns gerade in die Augen“, fügte er zu mir gewandt hinzu. „Noch langsamer. Das da gefällt mir gar nicht.“

„Was? Sie meinen den Sand?“

Auf der großen Felsbarre, die uns von der offenen See trennte, war im Laufe der Zeit eine Sandbank angeschwemmt worden. Die Wellen brachen sich

draußen an ihrem Fuß, zischten herauf und leckten mit ihren weißen Zungen über die Riffe hinweg bis in die Fahrrinne hinein.

„Sagt Ihre Karte etwas von Sand?“ fragte Collick. „Hier oder sonstwo auf der Strecke?“

„Nein. Sand ist nirgends angegeben.“

„Nun, das da vorne ist aber Sand“, entgegnete er. „Sicher ist er in den letzten Jahren dort drüber weg auch in das Fahrwasser hineingespült worden. Welche Wassertiefe gibt Ihre Karte für hier?“

„Fünf Faden“, sagte ich. „Es ist die seichteste Stelle der ganzen Einfahrt.“

„Das stimmt nicht, Mann. Das sehe ich an der Farbe des Wassers. Das sind auch nicht annähernd fünf Faden. Harry“, rief er, „mach mal ein Senkblei an deine Schnur und sieh zu, wie tief es hier ist.“

Harry löste den Angelhaken von seiner Leine, band stattdessen einen eisernen Bolzen daran und lotete den Grund. Beim Aufholen der Schnur maß er sie gleichzeitig quer über seiner Brust ab und sagte dann: „Vier von meinen Längen, das sind dreieinhalb Faden, aber anscheinend wird es weiterhin noch flacher.“

Collick sog auf seinen Lippen, während der Steuermann noch einmal lotete. Es wurde in der Tat flacher. Eine Sandbank war über oder durch das

Riff hier angeschwemmt worden und reichte bis halb in das Fahrwasser hinein.

„Und das steht nicht in der Karte?“ fragte Sollick.

„Nichts davon“, antwortete ich.

„Noch kurz vor dem Tode des Diktators hat man hier draußen Sprengungen vorgenommen“, warf Grau ein. „Wahrscheinlich hat man dadurch in der Barre ein Loch geöffnet, durch das nun die Strömung den Sand hereinspült.“

„Immerhin liegt er da“, sagte ich, „und wir müssen feststellen, wieviel und wo. Angelt ihr nur inzwischen weiter.“

Es zeigte sich, daß gerade hier, wo die Flut durch das Riff hereinsickerte, die Fische standen. Sie bissen wie wild, während wir die Lage und die Ausmaße der Bank erkundeten. Sie war etwa fünfundsiebzig Meter lang und fünfundzwanzig Meter breit und lief gerade in der Mitte der Durchfahrt in einem Buckel aus. Dadurch wurde an dieser Stelle das Fahrwasser bis auf nahezu siebenzig Meter verengt.

„Ein Glück nur, daß wir herausgekommen sind“, sagte Sollick, „anstatt uns auf die Karte zu verlassen. Hier hätten wir uns sonst sauber auf Dreck gesetzt. Aber wir wollen zunächst die Strecke abfahren und dann noch einmal mit der Sonne im Rücken zurückkommen.“

Wir glitten weiter bis zur nächsten Biegung, bis zum „Krummen Arm“, wie sie genannt wurde. Dort lag eine Glockenboje.

Für die meisten Engländer ist der Dudelsack eine wehmütig machende Musik, aber tausend Dudelsäcke vermögen kaum so kummervoll zu klingen wie eine einzige Glockenboje. Dort sang also solch ein trauriger Vogel in seinem Käfig ein kläglich klingendes Wiegenlied. Die Boje markierte die Steuerbordseite der Biegung. Die Backbordseite war an dieser Stelle unbezeichnet und überhaupt unsichtbar. Sie zeigte auch keinen Brandungstreifen. Nur daß die See dort ein helleres Grün aufwies.

Wir fuhren bis zur Glockenboje und kehrten dann um. Wir beobachteten das Wasser genau, aber wir fanden keine weiteren Sandbänke mehr. Alle anderen Lotungen bestätigten die auf der Karte angegebenen Wassertiefen. Bei dieser Arbeit aber sah ich, daß Collic und Harry sich ausgezeichnet verstanden. Sie waren wie ein Herz und eine Hand.

Als wir wieder gegen die Sonne aufdrehten, waren wir nicht mehr allein auf dem Wasser. Drei fröhlich bunte Fischerboote kamen herangerauscht und legten sich auf die Bank zum Angeln. Mit dem ersten Blick hatte ich sie für Marinebartassen gehalten und schon Angst gehabt, sie würden uns anhalten und ausfragen. Ich geriet jetzt langsam selbst in einen Zustand, in dem

ich eine Meile im Umkreis jeden Sterblichen für einen Spion oder einen Geheimagenten ansah. Auf ein Zeichen von Tollick fuhren wir dann wieder zum „Krummen Arm“. Die Biegung der Fahrrinne ist hier etwas spitzer als ein rechter Winkel.

„Aber sehen Sie sich das da an“, sagte Harry und wies mit einem Kopfnicken auf das Wasser vor uns.

„Das da“ war eine Strömung, die mit vier Meilen Geschwindigkeit durch eine Lücke im Seeriff schräg in das Fahrwasser hereinstand und die eine dunklere Färbung aufwies als das übrige Wasser.

„Das drückt uns den Bug herum“, sagte Tollick.

Mir wollte es zwar, vom Boot aus gesehen, so vorkommen, als ob es uns breitseiteß fassen und auf die Glockenboje setzen würde.

Wir fuhren um den „Krummen Arm“ herum und geradewegs in diese Strömung hinein, um deren Wirkung zu erproben. Sie stieß das Boot hin und her, aber sie setzte uns nicht auf die Glockenboje, wie ich erwartet hatte.

Unmittelbar hinter dem „Krummen Arm“ verengte sich die Fahrrinne. Diese Stelle hieß auf den Karten der „Friedhof“, und ich glaube schon, daß sie diesen Namen verdient. Von hier aus hatten wir unsere nächste Fahrwassermarke, die West-Klippe, recht voraus.

„Stoppen Sie“, sagte ich zu dem Bootsführer. „Ich möchte die Brandung dort beobachten.“

Wir hielten aus der Strömung heraus und fischten, während ich die Klippe ins Auge nahm. Es ist ein mächtiger, rund geschliffener Felsblock etwa von der Größe eines Tennisplatzes, der sich bis zu der Höhe eines Elefanten klar aus dem Wasser heraushebt. Im Laufe der Jahre hat sich die See in ihn hineingewühlt und klatscht und gurgelt nun dort in einer Höhlung. Von Zeit zu Zeit füllt eine anlaufende Welle den ganzen Hohlraum und preßt das Wasser mit einem schrillen Pfeifen und einem nachfolgenden deutlichen Achzen durch eine Reihe von Röhren hoch in die Luft. Es ist ein völlig anderes Geräusch als das von der Brandung an der Ost-Klippe, auch wenn zwei von den drei Röhren versagen. Die Karten sprechen von zwei Springstrahlen. Ich sah deren drei, und der Bootsteurer antwortete mir auf meine Frage, daß sich die dritte Stelle erst kürzlich geöffnet habe, aber daß wohl noch weitere folgen würden, da die See dort drinnen immer noch arbeitete.

Harry meinte, es sei wenigstens besser als gar nichts und das Zischen der Springstrahlen könne uns gelegentlich von Nutzen sein.

Sollid zeigte auf eine Kabbelung im Wasser querab von der West-Klippe. „Das sieht wieder mal nach

einer Sandbank aus, die ebenfalls nicht in der Karte steht“, meinte er.

Als wir darauf zufuhren, sahen wir, daß es zwar keine Sandbank, dafür aber eine Drehströmung war, die durch den erwähnten, von der offenen See durch das Riff hereinstehenden Strom hervorgerufen wurde.

„Ist dies die letzte Biegung?“ fragte Collicé.

„Ja“, antwortete ich. „Kursänderung um zwölf Strich, dann mit Ost anliegend hinaus nach See.“

„Und in ein Fahrwasser, in dem man endlich einmal wieder Luft holen kann“, fügte Collicé hinzu.

Im stillen aber dachte ich bei mir, daß ein Drehstrom an der Stelle, an der unser Schleppzug, um die Biegung zu bekommen, mit seiner Fahrt heruntergehen mußte, gerade das Richtige wäre, um das Schiff aus dem Ruder laufen und krach auf die West-Klippe jagen zu lassen.

Zu unserer Rechten bog ein großes Unterwasserriff nach Süden ab. Es bestand entweder aus dunklen Korallen oder aus Felsen, die mit leuchtend rotweinfarbenen Tangen bewachsen waren.

Weiter entfernt zu unserer Linken lag das Stella-Maris-Riff. Es trägt seinen Namen nach einem Schiffe, das dort verloren gegangen ist. An der Unglücksstelle liegt jetzt eine Glockenboje. Das Riff zeigt hier und da Brandung, aber bei schwerer See ist es eine böse Ecke.

„Damit hätten wir nun wohl die Speisefarte herunter?“ fragte Collick.

„Ja, das ist alles“, sagte ich. „Von hier ab ist das Fahrwasser klar.“

„Und wie tief?“

„Sieben Faden. Weiter draußen bis zu zwölf.“

„Gut“, sagte Collick. „Dann fahren wir denselben Weg wieder nach Hause.“

Als wir zurückdrehten, lief eine ganze Flotte von Fischerbooten mit lustig bunten Segeln zwischen den kleinen Inseln hindurch in die Einfahrt herein.

„Die liegen hier heute nacht zu fischen“, sagte Collick. „Auf die Brüder werden wir aufpassen müssen.“

Bei der Sandbank nahm ich noch einmal eine Reihe von Tiefenmessungen vor. Ich wollte feststellen, ob man während der Annäherung an die Bank wenigstens durch das Lot gewarnt werden würde. Aber die Sandbank fiel so steil ab, daß ein Schiff bis auf eine halbe Bootslänge heranfahen konnte und im nächsten Augenblick schon die Nase in den Sand steckte, ehe noch der Mann am Lot ein zweites Mal sein Blei ausgeworfen hatte. Dazu verengte sich die Durchfahrt auf etwa sechzig Meter, so daß also ein Dampfer wirklich nicht mehr allzuviel Spielraum nach links oder rechts haben würde.

„Ein böser Klotz im Wege“, sagte ich.

„Dann fahren wir eben drum herum“, sagte Harry.
„Aber doch eine kitzlige Geschichte“, sagte ich.

„So was nehmen wir alles, wie es kommt“, sagte Harry.

Bei unserer Rückkehr in den Marinehafen sahen wir, daß auf der Mole eine Gruppe von Marine-soldaten mit Holen und Sieven bei irgendeiner schweren Arbeit war.

„Da haben wir es“, sagte Tom. „Sie wollen den Marinehafen sperren. Die Burschen da bringen schon den Balken.“

„Es sieht allerdings so aus.“

„Die holen erst einmal das Holz dafür zusammen“, sagte ich. „So schnell schießt man hier nicht.“

„Seitdem der alte Diktator tot ist“, stimmte mir Sollick zu, „geht das Leben hier wieder seinen früheren Schlendrian.“

Als wir vom Marinehafen in den Außenhafen hinüberfahren, sahen wir, daß die Matrosen tatsächlich eine Balkensperre vorbereiteten. Sie hatten ein paar alte Spieren im Wasser liegen und steckten Taljen an, um die Sperre damit vor die Einfahrt zu holen.

„Bei Sonnenuntergang ist die Klappe dicht“, sagte Grau, „und wir sind eingesperrt.“

„Die sind noch lange nicht so weit“, entgegnete ich, „und eine Tür ist nicht eher zu, als bis der Riegel

davorgeschoben ist.“ Wie es mir scheinen wollte, waren die Leute auch nicht mit allzuviel Lust und Liebe bei der Arbeit.

Wenige Minuten später aber bekamen wir einen noch weit größeren Schreck. Die „Gry“ hatte losgeworfen, und zwei Marineschlepper bugsierten sie von ihrem Liegeplatz in der „Verbrechergalerie“ auf den Marinehafen zu.

„Stopp da!“ rief Tom dem Bootsführer zu. Dann wandte er sich zu uns und sagte: „Ob das Tor nun geschlossen wird oder nicht, sie bringen die ‚Gry‘ in den Marinehafen. Wir wollen hinterher fahren und sehen, was sie mit ihr anfangen. Wenn sie den Kahn zwischen den Zerstörern festmachen, sind wir endgültig erschossen.“

Mehrere Ruderboote mit Neugierigen beobachteten ebenfalls das Wendemanöver. Einen Schlepper vorweg, den anderen längsseit, so schob sich die „Gry“ langsam herum und nahm Fahrt auf. Die Boote folgten, wir mitten zwischen ihnen, um zu sehen, was mit der „Gry“ geschehen würde.

Sie wurde an den Reihen der Hülfs-, Vorratsschiffe und Spezialschiffe, wie sie in jedem Marinehafen liegen, entlanggeschleppt. Dann wurde sie herumgeholt und mit dem Bug nach See zwischen ein U-boothebeschiff und ein Werkstattschiff gelegt.

Aber anstatt sie an Bojen festzumachen, ließ man einfach einen Anker fallen.

„Nur für diese eine Nacht“, erklärte Grau. Die Schlepper holten die Leinen ein und fuhren zu ihrem Liegeplatz. Die Boote kehrten in den Außenhafen zurück. Wir folgten ihnen.

Ich hatte vom Liegeplatz der „Gry“ aus die Peilung von Drakes Einfahrt genommen. Sie lautete: $ND \frac{1}{2} N$. Die Entfernung betrug nach Schätzung und nach Ausweis der Karte etwa 600 Meter.

„Zurück zum Schlepper“, befahl Tom unserem Bootsführer, „muy pronto.“

Auf dem Rückwege sahen wir, daß die Matrosen noch immer an der Balkensperre arbeiteten. Die Häfen sollten also geschlossen werden. Unsere Ausichten, die „Gry“ zu bekommen, wurden trübe.

In Collicks Kabine fragte Tom den Kapitän: „Angenommen, wir kämen an die ‚Gry‘ heran, wie beurteilen Sie die Möglichkeit, das Schiff durch Drakes Einfahrt nach See zu bringen?“

„Meiner Ansicht nach besteht die Möglichkeit durchaus.“

„Selbst bei Nebel?“

„Jawohl.“

„Selbst bei dichtem Nebel? Ich weiß, es kann hier sehr dick werden.“

„Auch dann.“

„Sie sind also bereit, den Versuch zu machen?“
„Jawohl. Mein Steuermann und ich würden es versuchen.“

„Und wie stehen die Aussichten? Fünfzig zu fünfzig?“

„O nein. Besser. Siebzig zu dreißig.“

„Und noch besser“, warf Harry ein. „Aber bei solchen Sachen gehört eben auch ein bißchen Glück dazu.“

„Gut“, sagte Tom. „Das wären die Aussichten, die ‚Gry‘ nach See zu bringen. Wie aber steht es mit den Aussichten, die ‚Gry‘ überhaupt zu bekommen? Der Schlepper hier wird heute abend um sieben in diesem Hafen eingesperrt sein. Er kann weder durch das eine Tor nach See noch durch das andere an die ‚Gry‘ heran.“

„Der Schlepper kann daher nur eines machen“, sagte ich. „Er muß aus dem Hafen heraus, bevor er eingeschlossen wird. Er muß sich jetzt sofort in Drake's Einfahrt legen und dort solange bleiben, bis es Zeit ist, die ‚Gry‘ auf den Haken zu nehmen.“

„Er muß nach See hinaus fahren“, entgegnete Tom, „als ob er nach Meruel wollte, und dann bei Dunkelheit durch Drake's Einfahrt wieder hereinkommen.“

„Vielleicht aber sperren sie auch die“, meinte Grau.

„Bis jetzt haben sie noch nicht einmal damit angefangen“, hielt ich dem entgegen, „und dann würde es

noch Stunden dauern. Aber ich glaube überhaupt nicht, daß sie auch nur im Traum an die Möglichkeit denken, jemand könnte die Einfahrt benutzen. Die bleibt wie eine Hintertür unverschlossen."

"Vielleicht aber sperren sie sie doch", wiederholte Grau.

"Viel wahrscheinlicher ist, daß sie sie von Patrouillenbooten bewachen lassen", meinte Tom.

"Oder von einem Maschinengewehrposten auf der Mole", sagte ich. Das Maschinengewehr schien am Ende noch das Nächstliegende, aber es war das erste-mal, daß es bei unseren Überlegungen auftauchte, und es wirkte daher ein wenig dämpfend auf unsere Unterhaltung. Der Gedanke, daß wir von einem Maschinengewehr behämmert werden könnten, war nicht gerade sehr erheitend.

"Nach See und so tun, als ob ich nach Meruel wollte, kann ich sowieso nicht", sagte Tollid. "Dazu müßte ich Papiere haben, und die lassen sich jetzt nicht mehr beschaffen. Es ist schon spät, fünf Uhr."

"Dann müssen Sie nach Drake's Einfahrt und dort liegenbleiben, bis wir losfahren", entschied ich.

"Und wenn ein Polizeiboot längsseit kommt und uns fragt", entgegnete er, "was sollen wir dann sagen?"

"Dann sagen Sie, Sie wollten fischen."

"Das klingt verdammt nach Ausrede."

„Aber es ist wenigstens eine“, sagte ich. „Wir haben heute nachmittag gefischt und möchten eben mehr haben. Doch da kommt ein Polizeiboot vorbei. Ich werde es anrufen.“

„Der will uns womöglich schon verhaften“, meinte Grau.

„Rein Gedanke daran“, sagte ich. „Warten Sie einen Augenblick.“ Ich trat an Deck, als das Polizeiboot herankam. Ich rief die Guardias an und hielt einen Fisch hoch.

„Wollt ihr Fische haben?“ fragte ich. Sie antworteten: „Mit Wonne.“ Ich reichte ihnen einen Korb voll hinunter. Dann fragte ich, ob der Schlepper nicht drüben zwischen den Riffen zum Fischen fahren könne. Sie schienen überrascht, aber antworteten: „Klar.“ Nach einer Pause meinte einer von ihnen: „Der ganze Schlepper?“ Ich sagte: „Ja.“ Sie murmelten miteinander. Dann meinte wiederum der eine: „Natürlich könnt ihr zwischen den Riffen fischen, aber es ist gefährlich da, und außerdem wird der Hafen um sieben Uhr geschlossen. Laßt euch nicht dabei aussperren.“

„Wird man dafür gleich an die Wand gestellt?“ fragte ich.

„An die Wand gestellt wohl nicht“, antwortete er, „aber ihr müßt die ganze Nacht draußen bleiben, und das Riff ist gerade keine angenehme Gegend.“

„Immerhin möchte ich ein paar Fische fangen“, sagte ich.

„Dafür hat Gott sie ja geschaffen“, sagte er. Dann schoß das Polizeiboot davon.

Ich rief Tom an Deck, um mich zunächst einmal mit ihm zu besprechen.

„Die Sache ist in Ordnung“, erklärte ich. „Polizeiboot Nummer fünf sagt, wir dürfen in Drake's Einfahrt fischen. Also fahren wir dorthin, bis es Zeit ist, die ‚Gry‘ zu holen.“

Aber er schien gar nicht auf meine Worte zu achten. Er sah hinüber zu der Dampferreebe, wo sich die Barkassen um das Postschiff aus dem Süden drängten.

„Da ist die ‚Garcilaso‘ von Monte hereingekommen“, sagte er. „Sie hat Post für Grau an Bord, das heißt, wenn die nicht vorher den Spionen in die Hände fällt.“

„Die kriegen sie schon nicht“, beruhigte ich ihn.

„Charles“, wandte er sich an mich, „du hast uns in allem vorangeholfen. Du hast die einzigen brauchbaren Vorschläge gemacht. Ich habe seit dem Seegefecht noch nicht wieder richtig geschlafen und kann kaum einen klaren Gedanken fassen. Aber das eine weiß ich: die Dinge stehen nicht gut für uns. Uns droht Gefahr. Bleibe du wenigstens heute nacht zu Hause.“

„Ich denke nicht daran. Ich gehöre zu euch. Was ich mit angerührt habe, das löffle ich auch mit aus.“

„Nein, nein. Ich muß immer wieder an das Maschinengewehr auf der Mole denken. Und selbst wenn es nicht dasteht, diese Geschichte kann dich deine Stellung bei Green & Silva kosten.“

„Dann ist es auch gut.“

„Aber was willst du dann anfangen?“

„O, eine ganze Menge. Aber jetzt möchte ich zunächst einmal Grau und dich an Land schicken. Und wenn ihr zu Hause seid, laßt Mrs. Grau bei irgendeinem Schiffshändler Lot und Leine kaufen, ja, und ein Patentlog. Dann legt ihr euch ein wenig hin. Ich habe hier mit Tollick noch allerhand zu berechnen.“

„Charles, ich möchte nicht, daß du diese Nacht mitkommst. Das ist wirklich nicht nötig. Tollick und sein Steuermann tun schon, was zu tun ist.“

„Ich weiß. Aber ich selbst habe diesen Weg vorgeschlagen, und außerdem interessiert er mich als Lotse. Ich komme mit. Endgültig. Doch ganz egal wie, ihr beiden müßt jetzt an Land. Nachher, heute abend, wenn wir erst eine Zeitlang in der Einfahrt gelegen haben, werde ich mich schon irgendwie zu euch durchschlagen und berichten, ob wir an die ‚Gry‘ herankommen können oder nicht.“

„Was hältst du überhaupt davon?“

„Ich halte diejenigen für Riesendummköpfe, die Orakes Einfahrt nicht zu einem Wasserweg ausgebaut und befahren oder zum mindesten ihre Gefährlichkeit begriffen und sie gesperrt haben. Aber die Brüder hier sind zu schlapp, und ich glaube auch, sie haben noch nicht einmal daran gedacht. Ich glaube, für uns bleibt es eine unverschlossene Hintertür.“

Wir sprachen noch hin und her, denn Tom war nicht leicht zu überzeugen, aber schließlich stiegen er und Grau dann doch in die Barkasse und fuhren davon. Ich blieb und dachte bei mir, daß Tom viel eher eine Woche ins Bett als auf eine nächtliche Raperfahrt gehörte, wie wir sie vorhatten.

Nachdem sie fort waren, setzte ich mich mit Tollie und dem Steuermann für ein paar Minuten zusammen und machte eine Aufstellung dessen, was wir über die Durchfahrt wußten: die Kurse und genauen Entfernungen jeder Fahrwasserstrecke, Art und Anzahl der durchzuführenden Wendemanöver und die Kursvorhaltungen, die wir wegen der Stromversetzungen einzurechnen hatten. Noch während wir dabei waren, kam ein Boot der Agentur längsseit und gab ein Paket mit Briefen und Zeitungen für den Schlepper an Bord. Sie waren am Nachmittag mit der „Garcilaso“ von Monte hereingekommen. Tollie warf das Paket in seine Koje und meinte: Briefe zu

lesen, dafür sei der Abend da, er wolle erst einmal nach Drake's Einfahrt hinüber, ehe die Balkensperre ausgelegt würde.

Er ging an Deck, ließ loswerfen, und während sich der Schlepper langsam in den Marinehafen hineinschob, befahl er seinen Leuten, sie sollten ihr Angelgeschirr herausholen. Da sie ein Jahr und mehr in fischreichen Gewässern gefahren waren, hatten sie eine hübsche Auswahl beisammen.

Damit also hatte ich den entscheidenden Schritt getan. Ich gehörte einer Mannschaft an, die einen Seeraub plante und die eine ungesetzliche Handlung begehen wollte, bei der es, wie Tom gesagt hatte, um Kopf und Kragen ging. Ich fühlte mich deswegen aber nicht im geringsten schlechter. Im Gegenteil. Ich fühlte mich glücklicher. Ich lieb Tom in einer Stunde der Not meine Hand.

Trotzdem wurde mir dann doch etwas hänglich zumute, als wir uns dem Eingang des Marinehafens näherten. Man hatte die Durchfahrt noch nicht gesperrt, aber der Balken lag bereits klar und die Leinen waren bereits eingeschoren, mit denen er herübergeholt werden sollte. Auf beiden Molen waren die Leute noch bei ihrer Arbeit. Marinebarkassen jagten hin und her, von denen aus die leitenden Offiziere einen Heidenlärm um nichts veranstalteten. Darunter befand sich auch Hafenspolizeiboot Nummer sechs, das

nun auf uns zukam, uns anrief und fragte, wo wir hinwollten.

Ich antwortete, Polizeiboot Nummer fünf hätte uns die Erlaubnis gegeben, drüben zwischen den Riffen zum Fischen fahren zu dürfen.

„Wie lange wollen Sie wegbleiben?“ fragte er.

„O, nicht lange“, sagte ich, „wenn die Fische beißen.“

„Ob sie nun beißen oder nicht“, erwiderte er, „denken Sie daran, daß um sieben Uhr die Balkensperre ausgelegt wird. Passen Sie auf, daß Sie nicht für die Nacht draußen bleiben müssen.“

„Keine Angst“, lachte ich. „Sollen wir euch ein paar Fische mitbringen?“

„Ja, los!“ sagte er, und so fuhren wir hindurch.

Vom Marinehafen aus sah ich sofort zu den Wellenbrechern neben Drakes Einfahrt hinüber. Bis dahin war weder etwas für eine Balkensperre unternommen, noch stand ein Maschinengewehr oder auch nur ein Schilderhaus auf der Mole.

„Sehen Sie“, sagte ich zu Collick, „der Weg ist noch nicht versperrt.“

„Nein“, antwortete er. „Aber während wir jetzt fischen, werden wir die ganze Strecke noch einmal abfahren, und zwar genau so, als hätten wir schon den Dampfer im Schlepp, und dabei auch auf das geringste bißchen achtgeben. Wenn man so etwas

vorhat, dann muß man das ganze Fahrwasser wie ein lebendiges Bild im Kopfe haben.“

Ganz langsam fuhren wir im Abendlicht durch die Einfahrt und beobachteten das Fahrwasser. Die Sonne war bereits hinter den Sierras untergegangen. Raum merklich verschwamm das Licht. Die Vögel, die sich draußen auf den Klippen ihre Nahrung gesucht hatten, flogen nach Land zu. Das Wasser wurde dunkler und begann aus sich zu leuchten. Wo Fische sich bewegten und heraussprangen, sprühten kleine Funfenschauer auf. Wir hatten bereits eine ganze Anzahl von Fischen gefangen. Die lagen jetzt leise klatschend an Deck.

Dann, als wir im „Friedhof“ fischten, kam von weit achtern, von der Nonnenspitze her, das Krachen eines Kanonenschusses. Ihm folgte Geschrei, aufgeregtes Flattern der erschreckten Vögel und ein fernes Stiergebrüll. „Da ist das Böllerzeichen“, sagte Tollick. „Jetzt werden die Balkensperren geschlossen. Wir können ruhig weiterangeln.“

Kurz nach dem Kanonenschuß, aber noch bevor die Dunkelheit völlig eingesezt hatte, kam von dem Fort auf der Drake-Insel ein Motorboot auf uns zu. Ich erkannte Uniformen darin und fürchtete bereits, man würde uns fortjagen oder zum mindesten fragen, wer wir seien. Doch die Uniformierten erwiesen sich als zwei Unteroffiziere der Festungsbefassung, die zu

einem abendlichen Fischzug herausgefahren kamen und die, da sie sahen, daß es bei uns biß, sich in unsere Nähe legten. Jedesmal wenn sie einen guten Fisch gefangen hatten, hielten sie ihn hoch und zeigten ihn uns. Als es dunkelte und die Sterne hervorkamen, begannen sich über dem Wasser Dunststreifen zu bilden, und es wurde kühl. Die drüben hörten auf zu angeln, holten das Boot herum und rauschten auf das Fort zu davon. Dann begannen an der Küste entlang die Leuchtfener zu brennen und zu blitzen. Wir hörten das Puckern des Bootsmotors sich im Nebel entfernen. Wir hörten die Stimmen der auf der Insel Landenden und das Brüllen eines Stieres innerhalb des Forts. Danach war es Nacht. Das Schweigen um uns herum wurde nur unterbrochen vom Rauschen des Wassers über den Riffen, von dem Klingeln der Glockenbojen und dem Zischen der Brandung an den Klippen.

„Was wollen Sie jetzt beginnen?“ fragte Collick.

„Ich dachte gerade daran, ich könnte mit dem Beiboot zum Marinehafen zurückrudern und nachsehen, ob sie die Einfahrt bereits geschlossen haben.“

„Dazu brauchen Sie nicht das Boot“, sagte Collick. „Wir fahren mit dem Schlepper. Wir selbst lernen was dabei, und Sie ersparen sich die Arbeit des Ruderns.“

„Gut, fahren wir ein Stück mit dem Schlepper“, antwortete ich. „Das letzte Ende kann ich dann immer noch rudern. Wir werden wahrscheinlich Patrouillenboote antreffen.“

„Wir fahren so weit“, sagte Collick, „bis man uns anhält. Das ist das einfachste.“

Ich habe nie wieder etwas Herrlicheres zu sehen bekommen als diesen Anblick der Riffe bei unserer Rückfahrt zum Hafen. Das Wasser war dunkel, übersät mit Sternen und aufflammend, wo nur ein Fisch sich regte oder ein Felsen den Spiegel durchbrach. Die Stadt auf den flachen Hügeln im Westen war ein Meer von Lichtern, die in Ketten und Halbmonden flimmerten und die hier und da über den Theatern wie rötliche Sterne leuchteten. Zum Programm des Festes beim Präsidenten gehörte an jenem Abend auch ein öffentliches Feuerwerk. Hin und wieder stieg bereits eine einzelne Rakete in den klaren, schimmernden Himmel hinein, an dem der Abendstern glänzte.

Collick, Harry und ich machten in Gedanken noch einmal einen Überschlag über das ganze Unternehmen. Sie gestanden mir, daß ihnen von allen Teilsfrecken des Fahrwassers der „Friedhof“ am wenigsten gefallen wolle. Sie fürchteten, daß ihnen durch den schräg hereinstehenden Strom das Schiff aus dem Ruder laufen würde. „Ich hätte ihn lieber gegenan

als von achtern“, meinte Tollid. „Aber man kann eben auch nicht alles haben. Das ist klar.“

Schweigend näherten wir uns dem Marinehafen. Die Leuchtbaken auf den Molenköpfen waren von Dunststreifen oder Nebelbändern verhangen. Jetzt kam es darauf an: war der Eingang gesperrt oder bewacht?

Wir zeigten die üblichen Lichter eines Schiffes in Fahrt und liefen halbe Kraft. Ich stand mit Harry vorne und bewunderte die Schönheit und die Stille um uns herum und das Ausleuchten unserer kleinen Bugwellen, wenn sie sich zu beiden Seiten des Fahrwassers an den Klippen leise klatschend brachen.

Wir vermochten keine Sperre zu erkennen. „Ein Balken liegt nicht da“, sagte Harry, „sonst hätten sie bestimmt ein Licht gesetzt.“

„Ich erwarte auch weniger eine Balkensperre“, entgegnete ich, „als Patrouillenboote oder Maschinengewehre auf den Molenköpfen.“

„Aber Maschinengewehre oder Posten müßte man doch sehen können“, sagte er. „Die Baken geben schließlich Licht genug.“

Wir näherten uns dem Eingang zwischen den beiden Feuern. Ich sah die Nachtfalter in den Lampenglocken herumflattern und sich verbrennen. Ich sah die großen schwarzen Fledermäuse hin- und herhuschen und auf die Falter Jagd machen. Aber

ich sah weder Maschinengewehr noch Posten noch Ronde auf der Mole. Wir konnten jetzt frei in den Marinehafen hineinblicken. Alles war dunkel und still und wie sonst. Die Lichter blinkten. Hin und wieder zog ein Dunststreifen davor her.

„Kein Patrouillenboot zu sehen“, sagte Harry.

Als wir in den Hafen einfuhren, rief uns Collic vom Ruderhaus her zu: „Sie haben Recht gehabt. Alles klar. Ich fahre jetzt einfach durch und gehe dort zwischen den Sulks zu Anker. Von da aus können Sie dann mit dem Boot an Land und ihren Freunden berichten. Wenn Sie danach soweit sind, so um ein Uhr früh, kommen Sie zusammen heraus, und dann versuchen wir, was wir verabredet haben.“

Ich weiß nicht, wie Marinehäfen in Friedenszeiten und bei Nacht für gewöhnlich aussehen. Ich war nie vorher und bin auch nachher nie wieder in einem dringewesen. Dieser eine jedenfalls war der friedlichste Erdenwinkel, den ich je zu Gesicht bekommen habe. Alles war still, sternhell und reglos. Die Schiffe, die da lagen, waren alte, zu Vorratsschiffen umgebaute Sulks, die jetzt offenbar von ihren Wachmannschaften verlassen waren. Kein Boot fuhr. Ich sah eine Kette roter Lichter dort, wo die neue Balkensperre uns von unserem einstigen Liegeplatz ausschloß. „Ist doch gut“, meinte Harry, „daß wir heute abend noch losgefahren sind.“

Ich hatte erwartet, daß eine Polizeibarke oder ein Patrouillenboot im gleichen Augenblick auf uns loschießen würde, als wir zwischen den Leuchtbaken einfuhren. Aber es kam keines. Tollick suchte sich einen Platz zwischen den Sulkts, drehte bei und ließ den Anker fallen. Wir lagen keine Viertelmeile von der „Gry“ entfernt, deren Ankerlichter hell und klar herüberleuchteten.

„Hier sind wir gerade richtig“, sagte Tollick, „wenn wir Ihren Dampfer da abholen wollen.“

„Hier kriegen wir auch Seebriese“, meinte Harry, „das heißt: frische Luft und Lungenentzündung.“

Ich blickte mich nach unseren Nachbarschiffen um. „Wir spielen hier ein bißchen den Fuchs im Hühnerstall“, sagte ich.

„Hier belämmert uns auch die Polizei nicht“, stellte Tollick fest. „Das hier ist Marinegebiet.“

„Aber wie finde ich Sie bei Nebel?“ fragte ich.

„Ganz einfach“, antwortete Tollick. „Sie können sich jetzt die ungefähre Richtung merken, und wenn Sie und Ihre Freunde herauskommen und es sollte wirklich dicker Nebel sein, dann richten Sie sich nur nach unserem Signal. Im allgemeinen geben hier die Schiffe als Nebelsignal alle halbe Minute zwei Glockenschläge. Aber hören Sie nur auf die Nebelglocke, die alle halbe Minute drei Schläge macht. Das sind wir.“

Harry half mir in das kleine Beiboot hinein, in dem ich an Land fahren wollte. „Von Mitternacht ab“, sagte er, „werden wir nach Ihnen Ausguck halten, und wenn wir das Beiboot nicht wieder zu sehen kriegen, dann ist es auch kein großer Schaden.“

„Einen Augenblick noch“, warf ich ein. „Ich möchte ein paar Fische mitnehmen. Wenn ich dann von einem Posten angehalten werde, kann ich immer sagen, ich käme vom Angeln.“

Ich zog ein paar Fischen ein Kabelgarn durch die Riemen und setzte ab, hinein in den Dunst und hinüber zu meinen Freunden.

Ich ruderte einen kleinen Umweg an der „Gry“ vorbei. Auf der Back spielte ein Mann auf der Zither. Die anderen hockten um ihn herum und hörten zu. Oben am Fallreep brannte eine Laterne. Ein Posten stand daneben. Aus zwei Deckskabinen fiel Licht. Dort mochten sich jetzt wohl die Offiziere für den Empfang beim Präsidenten ankleiden. Die Gig lag unbewacht am Fallreep.

Ich ruderte unter dem Heck durch, um mich davon zu überzeugen, daß die „Gry“ achtern keine Leine heraus hatte. Es war in der Tat so. Grau hatte zweifellos mit seiner Vermutung Recht, daß sie nur für die eine Nacht hier lag. Am Morgen würde sie an irgendeinen Pier verholt und gelöscht werden, wenn unser Plan mißlang. Ein Matrose, der auf dem

Achterdeck stand und rauchte, sah zu mir herunter und sagte etwas zu mir, das ich aber geflissentlich überhörte. Ich ruderte weiter nach Land zu. Ich fühlte an dem kühlen Luftzug auf meinem Gesicht, daß die Seebrise (wie Harry vorausgesagt hatte) auffrischte und mein Boot leichter werden ließ. Die schwimmenden Dunstschwaden, die sich bereits setzen wollten, verwehten. Barkassen mit Urlaubern fuhren an mir vorbei auf dem Wege zu oder von einem der Landeplätze. Dann erreichte auch ich eine der Treppen. Ich belegte die Fangleine meines Bootes an einem Ringbolzen und sprang mit meinen Fischen die Stufen hinauf. Die Treppe war voller Matrosen. Ich drängte mich zwischen ihnen durch und hoffte bereits, die Sperre ungehindert passieren zu können, da hielt der Posten mich an. Guardias traten hinzu.

„Sind Sie von der Marine?“

„Nein“, antwortete ich.

„Wie kommen Sie denn hierher?“

„Ich bin zum Angeln gewesen“, sagte ich und hielt meine Fische hoch. „Als ich zurückkam, lag da der Balken vor der Einfahrt. Darum mußte ich hier herkommen.“

„Sie sind Engländer?“

„Ja.“

„Sie haben hier im Marinehafen nichts zu suchen. Ich werde Sie dem Teniente melden.“

Doch sie hatten genug für sich selbst zu tun. Sie mußten die von Land kommenden Urlauber nach Rum durchsuchen und die verschiedenen Wachmannschaften begleiten, die aus Anlaß des Empfanges in das Präsidentenpalais kommandiert waren. Ich wartete und wartete, aber niemand meldete mich dem Teniente. Man hatte mich einfach vergessen. Schließlich gab ich einem der Guardias einen Wink und zeigte ihm die Ecke einer Zehn-Pesetas-Note. Daraufhin kam er näher. Ich fragte, ob ihm etwas mit ein paar Fischen gedient wäre und ob er mich dem Teniente melden könnte. „Selbstverständlich“, sagte er, und wenige Minuten später kam lächelnd der Teniente und ließ mich durch. Ich hinterließ ihnen das Beiboot, den Geldschein, die Fische und meinen Segen. Es war kurz nach halb neun. Ein Taxi brachte mich in die Straße des Herzogs von Rivas. Hier fand ich Señora Grau, ihren Mann und Tom schon wie auf Kohlen sitzen, was denn um Himmelswillen mit mir geschehen sein mochte.

„Soweit ist alles klar“, beruhigte ich sie. „Der Marinehafen ist geschlossen, aber der Schlepper ist dringeblichen und liegt ganz in der Nähe der ‚Gry‘. Orales Einfahrt hat weder Bewachung noch Sperre.“

Sie seufzten befreit. Schon aber suchten wir in Gedanken, wie es Menschen die unter einer Spannung leben, stets tun, nach neuen möglichen Gründen für

neue mögliche Schwierigkeiten. Tom war der erste mit der Frage: „Angenommen, sie haben als Vorsichtsmaßnahme auf der ‚Gry‘ das Rudergeschirr ausgebaut?“

Das erledigte ich mit der Entgegnung: „Der Dampfer hat erst vor wenigen Stunden verholt.“

Danach sagte Tom: „Angenommen, der Kompaß ist nicht zuverlässig.“

Grau und ich wandten gleichzeitig ein, daß die „Gry“ ja keinen Kompaßkurs zu steuern, sondern lediglich dem Schlepper zu folgen und sich nur nach ihm zu richten habe.

Dann sprachen wir über die Frage der Steuerfähigkeit des Schiffes. Würde die „Gry“ schwer zu steuern sein? Würde mehr Wind aufkommen und die Strömung verändern? Würden sich überhaupt während der verschiedenen Eidestände die Ströme und Wirbel unerwartet verschieben? Immer neue Fragen kamen und wurden gestellt. Angenommen, der Nebel wird zu dick? Angenommen, die Schlepperleute gehen hin und verraten uns? Angenommen, irgend jemand anders verrät uns? Angenommen, wir werden bei dem Versuch, die „Gry“ zu kapern, verhaftet oder verhindert? Angenommen, wir bekommen sie los, aber wir setzen sie auf die Felsen? Angenommen, wir bekommen sie frei, aber werden verfolgt und eingeholt?

Man möge nicht glauben, daß wir nun vor unserem eigenen Mut zurückschreckten. Wir waren entschlossen, den Versuch zu wagen. Das stand außer Frage. Aber wir wollten handeln und merkten, daß uns das Warten nervös machte.

„Kommt mal her“, sagte Señora Grau. „Das hat gar keinen Zweck mehr. Es ist erst zehn Uhr, und wir sind jetzt bereits so nervös, wie nur möglich. Dabei haben wir noch mindestens zwei Stunden zu warten vor uns. Angenommen, wir gingen alle vier in ein Kino? Das bringt uns auf andere Gedanken und schlägt die Zeit tot.“

Das war das bisher vernünftigste „Angenommen“ des Abends, und wir nahmen es an.

Es ist nun schon eine gute Reihe von Jahren her, seitdem wir in jenen Film gegangen sind. Ich habe den Titel vergessen. Er spielte in irgendeiner südlichen Republik, deren Präsident den Staatschatz raubte, damit nach Spanien durchbrannte und dort in Frieden und Freude seinen Lebensabend verbrachte. Das munterte uns auf. Wir nahmen es lächelnd als ein günstiges Vorzeichen, daß uns gerade in diesen Stunden ein solch gelungenes „Vorbild“ vorgeführt wurde. Dazwischen hinein aber gingen mir immer wieder andere Bilder durch den Kopf: Drakes Einfahrt, Riff und Felsen, die beiden brandenden und

brüllenden Klippen, die klingelnden Glockenbojen und der lauernde „Friedhof“.

Wahrscheinlich hat wohl jeder Mann während des Krieges entsetzliche Stunden des Wartens durchmachen müssen. Jener Abend in dem Kino war für mich ein Vorgeschmack des Krieges. Die Zeit des Aufbruches rückte immer näher, der Sprung über den Grabenrand hinaus in die Gefahren: die Polizei, die Patrouillenboote, vielleicht der Verrat, alle möglichen Zwischenfälle, der fast sicher zu erwartende Nebel. Hin und wieder, wenn zwischen den Filmen das Licht anging, sah ich Señora Grau unbewegt dastehen, sah ich Grau, der beim Schlucken seinen Unterkiefer so seltsam bewegte, sah ich Tom blaß und abgesspannt und in Gedanken, wie er mir später erzählte, bei irgendwelchen Augenblicken des Gefechtes bei Santa Ana, als alles schief zu gehen schien. Dann plötzlich war die Vorstellung zu Ende. Wir ließen Obdach und Wärme und Licht. Wir gingen dem Gefesslosen und dem blinden Spiel des Schicksals entgegen.

Wieder in der Straße des Herzogs von Rivas halfen wir Señora Grau das Abendessen bereiten: Sardinen, ein dunkles, ziemlich süßes Brot, Rosinen und Orangen. Sie brachte uns Kaffee in einer blauweißen Kanne. Wir tranken ihn aus großen Schalen, süßten ihn stark mit Kandiszucker und rauchten gelbe Santa-Barbara-Zigaretten.

Dann öffnete Señora Grau eines der Fenster und ließ den frischen Luftzug der jetzt schwächer werdenden Seebrise herein. Mit ihm kam das Rauschen der Brandung an dem äußeren Wellenbrecher.

„Dieses Rauschen klingt doch wundervoll“, sagte sie.

Wir lauschten für einen Augenblick. Neben dem kllickenden Geräusch der Gardinenringe und dem fernen Brausen der Brandung gab es in jener stillen Gasse fast kaum einen Laut: vielleicht den Hufschlag eines Pferdes, das Rasseln einer vorbeifahrenden Kalesche oder das Glockengeläute einer Kirche. Dann, mitten in die Stille hinein, hörten wir in der Ferne eine Militärkapelle die Nationalhymne spielen.

„Ça y est“, sagte Grau. „Die Kapelle spielt. Die Tore des Präsidentenpalais werden für den Empfang geöffnet.“

„Ich muß mich anziehen“, sagte Tom.

Wir gingen in das Nebenzimmer, wo Toms neue Uniform bereits ausgebreitet lag. Auch für mich war Zeug da, aber ich hielt es für klüger, so zu kommen, wie ich ging, als Besatzungsmitglied des englischen Schleppers. Grau zog sich in irgendeinem anderen Zimmer die Uniform eines Marineleutnants an.

Als wir uns im Salon wieder zusammenfanden, trat Señora Grau zwischen uns. Sie trug eine schwarze Mantilla. Wir gaben einander die Hand.

Señora Grau schenkte jedem ein kleines Glas voll eines gelben Likörs ein, den sie „Ruß des Friedens“ nannte. Wir tranken einander zu und wünschten uns zu unserem Abenteuer Glück und Gelingen. Ich glaube bestimmt, daß die drei guten Katholiken heimlich ein Gebet sprachen. Ich hatte für mich nur den einen Wunsch, daß ich Tom irgendwie helfen könnte. Dann gingen wir die Treppe hinunter und auf die Straße. Die Tür schlug dumpf hinter uns zu. Wir waren ausgesperrt, ausgeschlossen aus der Geborgenheit und hinausgestoßen unter Übeltäter und Friedensbrecher.

Wir wandten uns in Richtung des Hafens. In Santa Barbara gehen die Leute offenbar überhaupt nicht ins Bett. Oft waren noch bis zwei Uhr morgens die Straßen voller Menschen. Doch in jener Nacht schien die ganze Bevölkerung sich vor dem Präsidentenpalais versammelt zu haben, um dem Schauspiel des Empfanges zuzusehen und um die Kapelle zu hören. Die Straßen hinunter zum Hafen waren totenstill. Nur zwei Männer schlenderten langsam dahin. Der eine spielte Mandoline, der andere sumimte dazu.

Tom und Grau gingen voraus, Señora Grau und ich folgten. Señora Grau trug eine kleine Reisetasche. Ich trug einen Handkoffer mit dem Sieben-Pfund-Lot und dem Patentlog.

Wir kamen auf die schweigende nachtsille Uferstraße. Die Seebriese war eingeschlafen. Kein Lufthauch bewegte sich mehr. Wir sahen die Lichter auf dem Wasser und das Blitzen der Leuchtfeuer.

„Dort kommt der Nebel“, sagte Tom. Er zeigte mit dem Kopf auf einen dunklen Streifen, der wie eine geisterhafte Küste, etwa eine Meile von uns entfernt, quer über dem Riff lag.

„Er wird dichter“, sagte Grau, nachdem er ihn wenige Augenblicke beobachtet hatte.

„Kommt weiter. Rechts herum“, sagte Tom. Wir wandten uns rechts und schritten dahin wie vorher.

Als wir im Licht der Bogenlampen die öffentlichen Anlagen durchquerten, sprangen plötzlich ein paar Mariner, die dort auf den Bänken herumlungerten, auf und nahmen militärische Haltung an. Tom erwiderte ernst ihren Gruß. Wir gingen mit klopfenden Herzen und leergebrannten Gehirnen aber in einem Zustande äußerster Erregung weiter.

„Dort liegt die ‚Gry‘“, sagte Tom, blieb stehen und blickte nach See zu. „Wo ist nun dein ‚Slasher‘?“

„Hinter der ‚Gry‘, etwas nach links“, antwortete ich. „Der Nebel schiebt sich gerade davor.“

„Es ist besser, du redest mich mit ‚Herr Kapitän‘ an, wenn du mit mir sprichst“, sagte Tom.

„Jawohl, Herr Kapitän.“

„Gut. Also weiter. Dort vorne ist der Marinepier. Gehen wir hinüber.“

Der Marinepier sah von außen wie ein Vorstadtbahnhof aus. Es war eine Art Wartehalle. An den Wänden klebten gedruckte Verordnungen. Innen drin befanden sich hinter der Tür Drehkreuze und Schilderhäuser. Als wir eintraten, sprang der Posten, der friedlich seine Zigarette geraucht hatte, an das eine Drehkreuz, löste den Sperrhaken und grüßte militärisch. „Mond und Sterne“, sagte Tom die Parole und erwiderte den Gruß. So passierten wir ungefragt.

Unter dem offenen Schusdach jenseits der Drehsperrre standen zwei kleine, auf Feldlafetten aufmontierte Bootskanonen (wahrscheinlich standen sie noch vom Landungssegerzieren her da). Ich erinnere mich auch noch an ein Gestell mit ledernen Feuer-eimern. Sie waren rot gestrichen und enthielten nichts als Zigarettenstummel. Unter dem Pier klatschte und gurgelte das Wasser um die Pfeiler, wenn im Hafen ein Boot vorbeigefahren kam. Nahebei sah ich die hellen Lichter der Torpedoboote, die an der Raje festgemacht hatten.

„Posten“, fragte Tom, „wieviel Leute befinden sich in der Wachstube?“

„Sechs, Herr Kapitän“, erwiderte der Mann.

„Ich brauche sie“, sagte Tom. „Lassen Sie sie heraustreten.“

Der Posten salutierte, ging zur Wachstube und ließ heraustreten.

Die Burschen machten den Eindruck, als ob sie reif zum Rapport waren. Sie sollten offenbar lediglich die von Land kommenden Urlauber auf Spirituosen untersuchen, und sie hatten sie untersucht. Sie trugen Arbeitszeug. Sie traten an.

„Ich brauche noch zwei Mann“, sagte Tom. „Posten, holen Sie mir zwei Mann von der StraÙe herein.“

„Ich habe Wache, Herr Kapitän. Ich darf meinen Posten nicht verlassen, Herr Kapitän“, stotterte er.

„Los! Holen Sie die Leute“, befahl Tom, und der Posten gehorchte. Die beiden Männer machten große Augen, als sie von der StraÙe hereintraten. Sie waren Obermatrosen und trugen Paradezeug. Sie schienen keineswegs gewillt, dem Befehl so ohne weiteres Folge zu leisten, aber als sie die goldstrotzende Uniform sahen, nahmen sie sofort militärische Haltung an.

„Ich brauche Sie“, sagte Tom. „Treten Sie ein.“ Sie stellten sich zu den anderen in das Glied.

„Posten“, befahl Tom, „rufen Sie mir eine Barkasse.“

„Die Admiralsbarkasse, Herr Kapitän?“ fragte der Posten.

„Sawohl“, erwiderte Tom.

„Würden Herr Kapitän sich einen Augenblick gedulden“, sagte der Posten. „Da kommt eine Abteilung.“

„Lassen Sie die Abteilung durch“, wandte Tom sich an einen der Matrosen, „und Sie, Posten, rufen mir die Barkasse.“

Der Posten lief an den Rand der Pier und gab zwei schrille Pfeifensignale, die sofort von einer der in der Nähe liegenden Barkassen beantwortet wurden. Unterdessen drängte sich eine kleine Abteilung Matrosen unter Führung eines Unteroffiziers durch das Drehkreuz. Es waren Arrestanten, die im Präsidentenpalais Arbeitsdienst gemacht hatten. Wahrscheinlich hatten sie Geschirr waschen müssen. Während des Stillgestandens starrten sie wütend Toms Uniform an. Sie gehörten auf das Gefängnis Schiff „Re-tribución“. Boot und Wachmannschaft warteten bereits auf sie.

Der Posten kam zurück und meldete: „Admiralsbarkasse längsseit, Herr Kapitän.“

Tom wandte sich zu seinen acht Mann und befahl: „Rechts um. Ohne Tritt Marsch. In die Barkasse.“ Tom und wir drei anderen folgten ihnen. An der Brücke lag eine große starke Dampfbarkasse. Zwei Matrosen, die Mütze in der Hand, standen neben der Vor- und der Achterleine still. Wir sahen im Schein des Kesselfeuers, wie auch die Heizer militärische

Haltung annahmen. Tom sprang in das Cockpit hinunter und nahm unter dem bunten Sonnensegel Platz. Grau folgte ihm. Ich half Señora Grau an Bord. Wir beide setzten uns in respektvolle Entfernung von Tom und Grau und machten uns ganz klein. Die Matrosen überfahen uns. Sie zählten uns als irgendwelche Zivilisten wohl gar nicht für voll.

„Posten!“ rief Tom.

„Herr Raptän?“

„Haben Sie in der Wachstube Decken?“

„Jawohl, Herr Raptän.“

„Bringen Sie sie her. Für die Leute da.“

Der Posten brachte die Decken. Tom befahl den acht Mann, die sich vorne zusammengedrängt hatten, sie sollten sie sich umhängen. Die Nacht wurde kühl, und der Nebel kam. Sie taten, wie ihnen befohlen.

„Los, achtern!“ rief Tom. „Maschine, langsam voraus.“ Ohne zu fragen, gehorchten die Leute.

„Los, vorne!“ rief Tom. „Absetzen!“

Bis dahin war alles wie am Schnürchen gegangen. Der Weg lief über unsere kühnsten Träume glatt und eben. Da aber gab es einen kleinen Unfall. Der Mann, der die Vorleine losgeworfen hatte, glitt aus und fiel ziemlich unglücklich zwischen die Leute auf dem Bordeck. Ich muß gestehen, ich nahm es nicht gerade für ein günstiges Vorzeichen.

„Haben Sie sich verletzt?“ fragte Tom.

„Nein, Herr Kapitän.“

Es war ein starkes Boot, und der Maschinist ließ es mit voller Kraft losbrausen. „Wohin, Herr Kapitän?“ fragte er.

„Dienstfahrt. Richtung: Riff“, befahl Tom. „Wir sollen dort bei einem Schlepper längsseit gehen. Fahren Sie langsam, bis wir ihn sehen.“

„Jawohl, Herr Kapitän.“

Auf dieser Überfahrt waren wir nicht gerade sehr gesprächig. Ab und an sagte ich ein Wort zu Grau, gab ihm die Kursrichtung an, die er dann als Befehl an den Bootsteurer weitergab. Die Leute vorne drängten sich in ihren Decken dicht aneinander und sprachen kein Wort, obwohl sie sich bestimmt gewundert haben müssen, zu was für einer Art von Dienst man sie gepreßt haben mochte. Wir waren noch keine zweihundertfünfzig Meter gefahren, da wirbelte bereits der Nebel um uns herum. „Langsam“, befahl Tom dem Bootsteurer. „Noch langsamer. Wir verpassen ihn sonst bei dem Nebel.“

Wir waren hinter der „Gry“ herumgefahren, und da lag auch schon an Backbordseite der „Slasher“. Aus seinem Schornstein strömte weiß der Dampf. Ich gab Grau einen Wink. Der befahl dem Bootsteurer, die Barkasse bei dem Schlepper dort längsseit zu bringen. Das Anlegemanöver klappte hervor-

ragend. Zwei Matrosen standen mit Bootshaken klar. Vom Schlepper wurde eine Leine herübergeworfen. Dann steckte Harry eine Jakobsleiter aus. Tom und ich enterteten darauf an Bord des Schleppers. Harry und ich lehnten uns über die Reeling und halfen Señora Grau herauf. Tom befahl Grau, in der Barkasse zu bleiben, das Boot an der Fangleine achteraus fallen zu lassen und einige Minuten zu warten.

„Wo ist Kapitän Tollid?“ fragte Tom.

„Es tut mir leid“, antwortete der Steuermann, „es tut mir wirklich sehr leid, Ihnen sagen zu müssen, er hat mit der Post eine schlimme Nachricht gekriegt und ist zusammengebrochen.“

„Was soll das heißen? Tot?“

„Nein“, sagte Harry, „nicht tot. Aber es hat ihn plattgelegt. Es ist wegen seines Sohnes.“

„Kann ich zu ihm?“ fragte Tom.

„Jawohl, gewiß“, entgegnete Harry. „Aber ich glaube nicht, daß er Ihnen antworten wird. Ich habe Joe schon einmal so erlebt wegen seines Sohnes. Joe hat ein empfindsames Gemüt, obwohl man ihm das von außen nicht ansieht. Kommen Sie in seine Kabine.“

Julius Caesar Tollid saß auf dem harten, schwarzen, roßhaargepolsterten Deckel seiner Schiffskiste. Er sah aus, als ob er weder Kraft noch Knochen mehr in sich

hätte. Die Veränderung, die in diesen wenigen Stunden mit ihm vorgegangen war, seitdem wir ihn beweglich, lebendig, zu rascher Tat bereit gesehen hatten, war entsetzlich. Sein Gesicht war blaß und bleich geworden. Der Bart hing ihm wirt herunter. Er selbst schien uns nicht zu erkennen. Seine Augen waren auf ein Bild des Jammers gerichtet, das wir weder erblicken noch an dem wir im Gefühl teilnehmen konnten.

„Joe, alter Bursche“, sagte Harry, „der Kapitän ist da und möchte mit dir sprechen.“

Tollick schüttelte nur ein wenig den Kopf, aber blickte nicht her.

„Willst du denn nicht mit ihm reden, Joe?“ fragte Harry. „Du solltest es lieber ein wenig von dir abschütteln und dich auf andere Gedanken bringen.“

Tollick gab keine Anzeichen, daß er überhaupt zugehört hatte.

„Joe“, begann Harry wieder, „steht auf und ist was. Es ist Zeit, daß wir an die Arbeit kommen. Wir sollen doch mit diesen Herren hier losfahren.“

Wir warteten eine ganze Minute auf irgendein Lebenszeichen von diesem zerbrochenen Menschen. Es kam keines.

„Es steht nicht gut“, meinte Harry. „Es hat ihn dieses Mal zu schwer getroffen. Es ist besser, wir lassen ihn allein.“

Als wir wieder an Deck waren, fragte Tom, ob Harry an Stelle von Tollie die Führung des Schiffes übernehmen und die Durchfahrt versuchen wolle.

„Selbstverständlich werde ich es versuchen“, sagte Harry. „Der Schlepper ist klar. Aber ohne Joe bin ich nur ein halber Mensch. Wir haben jahrelang zusammen gearbeitet und haben gearbeitet wie ein Herz und eine Hand.“

„Davon bin ich überzeugt“, warf ich ein. „Ich nehme an, Kapitän Tollie würde am Ruder und Sie würden vorne gestanden haben. Ich selbst habe ein ungefähres Bild von der Einfahrt und habe auch einige Ahnung von Ihrer Arbeit. Lassen Sie daher mich nach vorne gehen und stellen Sie sich an das Ruder. Ich werde Sie schon nicht versacken lassen.“

„Das glaube ich schon“, meinte Harry.

„Ich habe das Fahrwasser so gut wie im Kopf“, sagte ich.

„Ich weiß“, entgegnete Harry. „Sie verstehen was vom Lotsen. Aber hier handelt es sich nicht um Lotsen. Hier handelt es sich um Bugstieren. Hier muß einer berechnen können, was man für dies oder für das zugeben oder vorhalten muß. Aber na, man kann vom Ochsen kein Schweinefleisch verlangen.“

Das war nicht gerade sehr höflich, doch es war wenigstens ehrlich.

„Sie werden es schon zusammen schaffen“, lobte ihn Tom. „Sie hätten es sicher auch allein geschafft.“

„Trotzdem wird mir Joe fehlen“, knurrte Harry.

„Ich möchte mich nicht aufdrängen“, sagte ich.

„Aber darf ich einen Vorschlag machen? Wir haben doch die Barkasse. Warum lassen wir sie nicht voranfahren?“

„Nein, nein“, widersprach Harry, „das kann man wohl im Hafen machen, wenn man bei Nebel in ein Docktor einläuft, aber nicht hier. Wir werden schon klarkommen.“

„Und wie denken Sie über eine Logge?“ fragte ich.

„Daran sind wir nicht gewöhnt, und Gewohnheit ist nun mal das halbe Leben. Nein, nein, lassen Sie mich lieber bei meiner Art.“

„Auf den ersten beiden Strecken brauchen wir einen Mann für das Lot“, sagte ich.

„Das macht hier Alf“, antwortete er und zeigte auf einen Burschen mit einem wüsten Haarschopf.

„Wir haben Alf extra für Sie nüchtern gehalten. Wenn es nämlich vino gibt, dann läßt er sich vollaufen wie ein Stückfaß. Nicht wahr, Alf?“

Alf grinste und schwieg.

„Haben Sie eine Stelling für ihn klargemacht?“

„Alles klar.“

„Also gut“, sagte Tom. „Wenn es Ihnen recht ist, können wir loslegen. Ich fahre an Bord und über-

nehme die ‚Gry‘. Sie gehen anferauf und kommen zu uns herüber.“

Er gab Grau ein Signal mit der Pseife, rief die Barkasse an und befahl sie längsseit.

Als das Boot vorgeholt war, ließ er Grau und zwei Matrosen auf den Schlepper übersteigen.

„Sie übernehmen hier das Kommando“, sagte er zu Grau, „bis der Schlepper bei der ‚Gry‘ längsseit gegangen ist. Sie, Charles, bleiben an Bord und verständigen sich mit dem Steuermann.“

„Jawohl, Herr Kapitän“, antworteten wir beide und salutierten.

Er wollte gerade in die Barkasse hinunter, als er sich noch einmal zu mir umdrehte und sagte: „Wenn es mit uns schief gehen sollte, dann nichts als los, muy pronto, mit dem Schlepper zu dem Treffpunkt, den ich hier aufgeschrieben habe.“ Damit übergab er mir ein Blatt aus dem Befehlsjournal.

„Jawohl, Herr Kapitän“, antwortete ich und salutierte noch einmal. „Und viel Glück, Herr Kapitän.“

„Danke“, sagte er, schwang sich auf die Reeling, sprang hinunter in die Barkasse und ließ absetzen.

Nebelschwaden schwammen um uns her. Die Köpfe der Leute in der Barkasse schwankten darüber hin wie von den Körpern gelöst, ein gespenstisches Bild. Alle im Boot sahen sie aus wie körperlose Schatten,

als sie hinter den ziehenden Schleiern verschwanden. Im gleichen Augenblick begann unsere Unterkette zu rasseln.

Natürlich sah ich ein, daß Grau bei uns bleiben mußte, um dem Schlepper einen militärischen Anstrich zu geben, wenn wir bei der „Gry“ längsseit kamen. Es fiel mir trotzdem schwer, Tom allein an Bord des Dampfers gehen und ihn das Spiel allein spielen zu lassen. Doch es mußte sein. Ich trat einen Augenblick neben Harry, als der Anker aufkam.

„Der Nebel wird dichter“, sagte ich.

„Ach, es wird nicht so schlimm“, meinte er. „Nur ein bißchen Dunst. Wenn ich hauche, gibt das einen dickeren Nebel als den hier.“ Er wandte sich ab und ging in das Ruderhaus. Ein handfester älterer Matrose mit einem Lächeln im Gesicht sang aus, wieviel Rette aufgeholt war.

Wenige Minuten später waren wir bereits in Fahrt und drehten langsam durch den ziehenden Wasserrauch, der in Schwaden unser Topplicht umfloss und verschwand, auf die „Gry“ zu. Immer wieder sah es so aus, als ob vor uns auf dem Wasser dicke Dunstbänke lägen, aber wenn wir sie erreichten, lösten sie sich auf in Nichts. Ein Matrose, der achtern die Troffen klarmachte, sang ein Lied von Mädchen und Muselmännern.

Fünf Minuten später rundeten wir das Heck der „Gry“ und kamen an Steuerbordsseite auf, wo jetzt die Barkasse am Fuße der Fallreepstreppe lag. Die Besatzung befand sich noch im Boot. Toms Leute waren irgendwo an Bord der „Gry“. Aber was war mittlerweile geschehen? Mir klopfte das Herz. War Tom die Überumpelung gelungen?

Offenbar bis soweit vollkommen, denn Tom selbst rief uns vom Vordeck der „Gry“ herunter an, als wir langsam längsseit schoren. Er befahl Grau auf Spanisch, er solle die Schlepptrosse an die Leine stecken, die er ihm zuwerfen würde, und dann selbst mit den beiden Matrosen an Bord der „Gry“ kommen. Grau antwortete mit der Hand an der Mütze. Die Leine wurde geworfen und angesteckt. Dann stiegen Grau und die beiden Matrosen an Bord der „Gry“. Señora Grau blieb auf dem Schlepper.

Ich sah, wie die Matrosen auf der „Gry“ (es waren zusammen mit unseren gepreßten Leuten etwa ein Duzend) die Trosse aufholten und sie nach vorne mannten, während wir langsam voraus auf unsere Schleppposition fuhren. Für ein Duzend ausgebildeter und erfahrener Seeleute ist es keine große Arbeit, eine Schlepptrosse überzunehmen, aber mir schien es endlose Zeit zu dauern.

„Sie werden die Kette slippen müssen“, überlegte ich mir. „Sie haben keinen Dampf, um den Unter zu hieven.“

Soweit ich erkennen konnte, machten die Leute unsere Trosse fest und gingen dann irgendwohin außer Hörweite. Ich trat auf meinen Platz in die Bugspitze und erwartete den Befehl zum Anschleppen, sowie die Trosse fest war. Doch die Kette der „Gry“ wurde nicht geslippt, und es kam auch kein Signal zum Anfahren. Ich wartete und wartete und erwartete in jedem neuen Augenblick den Anruf. Was um des Himmelswillen mochte dazwischengekommen sein? Warum ließen sie nicht slippen? In jeder Sekunde konnte doch die Polizei oder ein Patrouillenboot auftauchen.

Schließlich hielt ich es nicht länger mehr aus und ging nach achtern, um selber zu sehen, was los war.

Wir lagen still und warteten auf das Signal. Auch einige Leute der Schlepperbesatzung waren nach achtern gekommen und wollten den Grund der Verzögerung wissen. Wir beugten uns nebeneinander über die Heckreeling vor und starrten durch den Dunst hinüber zur „Gry“, die dunkel vor uns auffragte und bereits die Lichter eines Fahrzeuges im Schlepp zeigte. Ich konnte auf der Back eine Gestalt, wahrscheinlich Grau, erkennen, aber ich rief sie nicht an, denn wir wollten so wenig als möglich Lärm machen.

„Wenn man nur wüßte, was das heißt?“ fieberte ich.

Einer der Schlepperleute meinte: „Ich nehme an, sie kriegen den Rettenschäkel nicht los.“ Ein anderer sagte: „Vielleicht stecken sie erst eine Boje auf die Kette.“

Ich dagegen hielt es für viel wahrscheinlicher, daß die Besatzung auf das, was da vor sich gehen sollte, Verdacht geschöpft hatte und nun irgendwo vom Achterschiff aus nach Land hinübermorste oder sogar Tom in der Mache hatte. Dennoch, jene unbekümmerte Gestalt auf der Back mußte Grau sein.

Ich sah, daß Señora Grau sich neben mich gestellt hatte. Sie war den ganzen Abend schon die ruhigste von uns allen gewesen. Sie war es auch jetzt.

„Dieses Warten ist unerträglich“, stöhnte ich.

„Wieso?“ fragte sie zurück. „Ich konnte es mir denken, daß wir warten mußten. Die Leute müssen doch erst ihre Sachen packen, bevor sie an Land gehen.“

„Natürlich“, sagte ich. „Warum denkt man nicht auch gleich an so etwas?! Natürlich sind jetzt alle Mann unter Deck und packen ihre Säcke.“

Sie hatte Recht. Das war der Grund der Verzögerung. Aber ich erfuhr es erst später, und für den Augenblick war es nur ein halber Trost, denn ihm folgte sofort der Gedanke: „Wenn sie zusammen unter Deck sind und ihre Sachen packen, dann reden sie auch

miteinander, und der eine oder andere hat sicher Verdacht und wird ihn aussprechen.“ Der einzige wirkliche Trost war der, daß sie bei dem dichter werdenden Dunst nicht nach Land oder zu den Nachbarschiffen hinübermorsen konnten.

Ich bemühte mich, nichts von meiner Erregung zu verraten, aber die Spannung des Wartens, nun nachdem die Leine fest und der Weg nach See klar war, blieb hart.

Nicht weit von mir, auf dem engen Schlepper, leuchtete die Öffnung eines Niederganges, aus dem Maschinengeräusch und der warme Dunst von Öl und heißgewordenem Metall heraufkamen. Zwei Maschinisten lehnten dort heraus und schnappten während der Wartezeit noch einmal frische Luft. Sie unterhielten sich dabei über alles mögliche. Der eine sagte, er habe in der letzten Zeit in England an einem „kleinen Katarrh“ gelitten. Der andere erklärte, er habe noch nie einen Katarrh gehabt, aber schon davon gehört, und fragte, ob man davon ein Geschwür bekäme. Dann sprachen sie von Krankheiten, von denen man Geschwüre bekäme, und von Geschwüren, die aufgingen, und, als sie damit durch waren, von der kommenden Arbeit.

Der Aufenthalt wurde immer unerträglicher. Der Seil des Hafens, in dem wir lagen, war zwar totenstill und verlassen, und anscheinend hatte auch noch

niemand uns gehört oder Verdacht auf uns bekommen, zudem war der Weg nach See hinaus noch frei und offen, aber warum konnten wir nicht die Gunst dieses vom Himmel gesegneten Augenblicks ergreifen und verschwinden? Wir durften nicht damit rechnen, daß der Dunst aufklarte, denn während ich da stand und auf meinen Fingern herumbiß, begann das große Nebelhorn neben dem Leuchtturm auf der Nonnen spitze zu brüllen, und das hieß, daß jetzt wirklich Nebel aufkam. Eine oder zwei Minuten später begann auch das Gebimmel der Nebelglocken. Von fast fünfzig Schiffen ertönte das silbrige Ting-Ting der zwei Glockenschläge in wirrem Durcheinander. Ein großer Dampfer draußen auf See heulte mit der Sirene, und ein kleinerer antwortete.

Zufällig war der Nebel um uns herum noch nicht sehr dicht. Ich ging noch einmal nach achtern. Ich wollte jetzt die „Gry“ anrufen und endlich wissen, was los war.

Die wartende Gestalt auf der Back der „Gry“ war nicht mehr zu erkennen, nicht einmal mehr der Dampfer selbst, nur noch eine dunkle verschwommene Masse. Doch im gleichen Augenblick hallote Grau.

„Schlepper, ahoi!“

„Ja?“

„Ich bin klar zum Slippen. Gehen Sie langsam voraus.“

„Ist die Barkasse frei?“

„Die Barkasse legt gerade ab.“

„Dann holen Sie das Fallreep auf“, rief ich.

Ich vernahm, wie die Schraube der Barkasse das Wasser quirlte, als sie mit den Matrosen von der „Gry“ ablegte. Ich hörte das Knarren der Talse, als Tom und Grau gemeinsam das Fallreep aufholten. Dann rauschte unter Rasseln und Donnern, gefolgt von einem Krach und Bliß, die Kette der „Gry“ vom Spill durch die Klüße hinunter in die See.

„Voll voraus!“ rief Grau.

Für dreißig Sekunden machten wir freie Fahrt voraus, dann kam mit einem kurzen knirschenden Laut die Trosse steif. Unsere Schraube mahlte im Wasser, schien Widerstand zu finden und trieb uns voran. Das Zittern des „Slashers“ wandelte sich in das regelmäßige Pochen des fahrenden Schiffes.

Ich ging nach vorne und starrte in den dicken Dunst.

Nachdem wir die „Gry“ von ihrem Liegeplatz frei hatten, bugsierten wir sie zwischen den Reihen der Schiffe heraus und danach mit geradem Kurs auf Drakes Einfahrt zu. Der Nebel wurde langsam dichter. Er kam in Wellen und Schwaden, zwischen denen es immer wieder einmal klarer wurde, auf uns zu. Die Feuer auf den Molenköpfen gerade vor uns waren manchmal verschwommene gelbe Flecke, manchmal überhaupt nicht zu sehen.

Jedesmal, wenn ein Schiff einen Hafen verläßt, stürzen Polizeiiboote darauf zu. Sie sind wie die Fliegen, die jedes Tier anfallen, das unter dem schlüssenden Dach hervorkommt. Für mich war es selbstverständliche Gewißheit, daß unsere Bewegung deren Gegenbewegung zur Folge haben mußte. Sie tat es nicht.

Irgendwo in einem unsichtbaren Boot in der Nähe der Landungsbrücke waren Urlauber. Sie hatten Flöten bei sich, spielten und sangen dazu ein geistliches Abendlied. Dieser Gesang und in diesem Augenblick rührte mich tief. Die Flötenmusik kam auf uns nieder wie der Segen des Himmels. Es war für mich das schönste Lied, das ich je zu hören bekommen habe.

Langsam näherten wir uns den Leuchtbaken und schoben uns genau mitten zwischen ihnen in Drakes Einfahrt hinein. Hier war nichts mehr zu erkennen als eine weiße Schwade hinter der anderen, die selbst den Widerschein unserer Lichter auf dem Wasser auslöschten. Der Nebel schloß sich hinter uns und schloß damit für hier auch die Furcht vor Polizei und Patrouillenbooten von uns aus. Ich zählte die Umdrehungen der Maschine und berechnete danach die Fahrgeschwindigkeit, während ich zugleich nach unserem einzigen Wegzeichen, der Brandung an der Ost-Klippe, lauschte.

„Zu sowas gehört immer ein bißchen Glück“, hatte Harry gemeint. Wir hatten dieses bißchen Glück gehabt, indem wir genau mitten zwischen den Baken und senkrecht in die Einfahrt hineingekommen waren. Würde das Glück auch bei der Biegung und der nächsten Biegung und bei der darauf folgenden vorhalten?

Ich stand im Bug an Backbordseite. Unmittelbar neben mir an Steuerbordseite stand ein Matrosenamens Hawk. Wir beide starteten voraus. Hinter mir auf der Stelling stand Alf mit dem Lot in der Hand. Weiter nach achtern stand Harry in seinem erleuchteten Ruderhaus und steuerte. Alle aber waren wir uns der Gefährlichkeit dieses Unterfangens bewußt und verbissen stumm und zum letzten gespannt.

Ich wußte, daß an einer bestimmten Stelle dieser Strecke, etwa 500 Meter von der Einfahrt entfernt, mir das Lot einen Anhalt geben würde. Ich wartete auf diese Stelle, berechnete die durchlaufene Strecke, 300 Meter, zwei Kabellängen, 450 Meter. „Wirf“, sagte ich zu Alf.

Gerade an der engsten Stelle und genau mitten im Fahrwasser liegt auf etwas über fünf Faden Tiefe ein Sandfleck mit Muscheln und Korallengrus. Er ist etwa fünfzig Meter lang und dreißig Meter breit. Alf warf das Lot, rief „Fünfeinhalb!“, holte wieder auf, sah nach dem Talg unten in der Vertiefung des

Lotess, meldete „Sand und Muscheln“, entfernte die Splitter von dem Fett, warf noch einmal, meldete wieder: „Fünfdreiviertel, Sand und Muscheln“ und warf noch ein drittes Mal. Da aber waren wir bereits über den Sandgrund hinweg. Bei sechseinviertel Faden schrammte das Lot über Felsen. Ich schätzte, daß wir etwa sechshundert Meter auf unserem Wege zur Ost-Klippe zurückgelegt und noch eine Kabellänge, etwa einhundertfünfundachtzig Meter, bis zu der ersten rechtwinkligen Biegung zu durchfahren hatten.

Plötzlich heulte, eine Kabellänge vor uns, die Brandung an der Klippe auf. „Einhundertfünfzig Meter“, rechnete ich die Entfernung sofort auf unsere Fahrtstrecke um. Ich hatte mit Harry abgemacht, daß ich ihm die alleinige Führung des Schiffes auf seine Art und nach seinem Kopfe überlassen, daß ich aber „wie aus Spaß“ schreien würde, wenn ich ein Fischerboot oder ein Fahrzeug vor Anker sichten oder wenn der Schlepper plötzlich auf einer seiner Fahrwassermarken drauffitzen würde. Ich zählte im Kopfe die Meterzahlen mit, Umdrehung für Umdrehung, bis die Ungewißheit fast unerträglich wurde. Mit einem Male hörte ich weit achteraus, offenbar etwas an Steuerbordsseite, das melancholische Geläute der Glockenboje. Ich wußte, daß es die Glockenboje im „Krummen Arm“ sein mußte. Aber wie kam sie nach

Steuerbord achteraus? Mein Herz stand still vor Angst, wir könnten bereits zu weit gefahren sein. Dann aber machte ich mir klar, daß ich sie doch in der richtigen Peilung hatte. Oder etwa nicht? „Nein“, sagte ich mir, „sie peilt nicht richtig. Wir liegen fünfzig Meter zu weit nach Osten.“

Da kam aus der Dunkelheit des Nebels, wie es schien: unmittelbar vor uns, das Brüllen und Heulen der Brandung an der Ost-Klippe und danach das Donnern der zusammenbrechenden Wasser. Nichts war zu erkennen, der Nebel zu dick. Meiner Schätzung nach mußte jetzt der Augenblick da sein, und auch Harry war der gleichen Ansicht. Die Ruderketten ratterten. Von achtern wurde zur „Gry“ hinübergerufen. Grau antwortete. Der Schlepper legte sich ein wenig nach Steuerbord über, zitterte und verlor an Fahrt, als er langsam drehte. Die Trossen knirschte und kam lose. Irgendwie war unsere Bewegung ins Stocken geraten, so als wüßte die „Gry“ nicht recht, ob sie nicht ausweichen und sich selbst auf die Felsen setzen sollte. Dann aber ruckte sie sich ein und folgte dem neuen Kurs. Die Ost-Klippe brandete jetzt hinter uns, und die beiden Glockenbojen waren nahezu in der gleichen Peilung deutlich zu hören.

„Das war die erste Hürde“, sagte ich zu Hawky. „Die hätten wir genommen. Nun kommt die zweite.“

Wir schoben uns weiter langsam voran. Mein Herz war mir fast in die Stiefel gefallen. Diese zweite Strecke wurde durch die Sandbank verengt, und irgendwie hatte ich das Gefühl, daß Harry die Biegung zu weit ausgefahren war und nicht mit dem Sand gerechnet hatte. Wir waren bei der Einfahrt in die erste Strecke genau mitten in das Fahrwasser hineingekommen. Ob wir aber auch hier richtig lagen, vermochte ich nicht zu sagen. Mein Gefühl sagte mir: wir liegen falsch. Glück oder Harrys Geschick konnten uns allein noch helfen. Aber in einer so schmalen Rinne mit Felsen zu beiden Seiten und einer Sandbank mitten darin genügt schon der geringste verhehentlich falsche Ruderausschlag und das Schiff sitzt auf.

Während der ganzen Zeit in dieser mittleren Strecke war der Nebel so dick als nur möglich. Ich vermochte weder Hawk neben mir noch auch nur einen schwachen Lichtschimmer aus dem Ruderhaus zu erkennen. Wir tappten blindlings in die Finsternis hinein ohne einen anderen Anhalt als die beiden Glockenbojen, von denen die eine jetzt näherkam. „Wirf“, sagte ich zu Alf. Er lotete ein paarmal, fand genügend Wassertiefe, aber Sandgrund, der anzeigte, daß wir uns der gefährlichen Stelle näherten. „Wir sind zu weit nach Backbord“, sagte ich zu mir selbst. „Wir sind viel zu weit nach Backbord. Harry

ist nicht früh genug mit dem Ruder herumgegangen.“ Ich hielt den Atem an und zerbiß mir die Fingernägel. Und dann, genau in dem gleichen Augenblick, wie ich befürchtet hatte, kam von achtern ein Rucken, als ob sich uns plötzlich ein Riesengewicht angehängt hätte und uns zurückriß, ein wirres Gefühl, als ob einem der Kopf vorauswollte, die Füße aber achteraus gezerrt würden. Die „Gry“ saß auf der Sandbank und hielt uns.

Das alles geschah völlig geräuschlos. Harry ließ den Maschinentelegraphen klingeln: volle Kraft voraus. Die Maschine verdoppelte ihre Umdrehungen. Die Schraube rauschte auf. Nach Sekundenpause schob sich die „Gry“ weiter, glitt von der Bank herunter, ruckte noch einmal und folgte uns wieder. Wir hatten es geschafft.

„Beinahe wären wir steckengeblieben“, sagte ich zu Hawky. „Ich wußte, wir waren zu weit nach Backbord.“

„Wir sind drüber weg“, sagte Hawky.

Das war die Gefahr, die ich am meisten gefürchtet hatte. In einem raschen Anlauf hatten wir sie genommen und waren, ohne sitzenzubleiben, glücklich darüber hinweggeschrammt. Aber der Schreck hatte mir nun auch noch den allerletzten Rest von Seelenruhe genommen. Meine Gedanken liefen schon wieder weiter: „Dabei war das für Collic und Harry noch

nicht einmal eine Gefahr. Ihrer Ansicht nach ist die wirkliche und einzige Gefahr jene Stromschnelle im ‚Friedhof‘. Aber wenn die beiden schon von Gefahr sprechen, dann ist es für uns sicherlich das Ende.“

Aus der Finsternis und der Stille von Nacht und Nebel kam von überall her das Waschen und Klatfchen der Wellen, die über die Felsen spülten. Dann aber vernahm ich eine heftigere Bewegung im Wasser, ein leises Rauschen, das stärker und stärker wurde, je weiter wir fuhren. Ich hörte es deutlich: es war das Rauschen der Stromschnelle. Ich hörte es schon am Geräusch, daß dort eine weit stärkere und gefährlichere Strömung lief als am Nachmittag, und sagte mir, daß sie die hilflose „Gry“ mit sich fortreißen würde, ohne daß wir auch nur ein einziges Wort dabei mitzureden hätten. Aber Harry wußte das alles viel besser als ich. Immerhin lagen weder Fischerboote noch ankernde Fahrzeuge im Wege. Ich konnte also ebensogut meinen Posten aufgeben.

Nur wenige Minuten später war das Brausen bereits unmittelbar vor unserem Bug. Die Strömung schoß quer in unsere Fahrtrichtung hinein. Die Glockenbojen, die wir bis dahin voraus gehabt hatten, wanderten jetzt nach dwars aus. Unser Bug hob sich, senkte sich wieder und pflügte gischtend das Wasser auf.

Die ruhige Fahrt des „Glasher“ wurde plötzlich zum Tanz auf einem Mahlstrom, der das Schiff in

allen Verbänden erschütterte. Als der Schlepper sich krachend hineinwühlte, hatte Harry „ihm Saures geben“ lassen. Wir drehten uns wie auf einem Teller. Dann folgte ein entsetzlicher Augenblick, nein, eine entsetzliche halbe Minute. Die „Gry“ spürte wohl die veränderte Lage, versuchte dennoch den alten Kurs zu halten, wurde aber von dem Strom gefaßt und hinter uns herumgeschlagen. Sie war damit zwar auch um die Biegung herum, doch in dem Tanz auf den Schnellen, die mit uns machen konnten, was sie wollten, hatten wir das Schiff nicht mehr in unserer Gewalt.

In diesem Augenblick sagte Hawky: „Nun sehen Sie sich das an! Haben Sie je sowas erlebt?“

Der ganze Nebel hob sich. Der dritte Abschnitt unseres Weges lag klar und wie abgezeichnet vor uns, nachtdunkel, soweit der Schnellstrom reichte, alles andere ringsum glühend von Meerleuchten. Wo das Wasser ruhig war, flimmerte jeder Felsen, als ob Myriaden von Glühwürmchen darauf säßen. Die Seiten der Fahrinne schienen von Raufreif zu glitzern. Selbst die Springstrahlen der Westklippenbrandung, die recht voraus hochschossen, schienen zu leuchten und uns den Kurs anzuzeigen. „Ein Schweineglück“, sagte ich, „gerade im richtigen Augenblick, wo wir es brauchen.“

Ich erinnerte mich, daß während der Nachmittagsflut die Kraft der Strömung etwa in der Mitte des „Friedhofes“ nachgelassen hatte. Ich betete zu Gott, daß es auch in dieser Tide so wäre, wenn wir nicht auf die Felsen gesetzt werden sollten. Geschoben von dem Strom jagten wir mit verdoppelter Fahrt die Strecke entlang, aber in jedem Augenblick bestand die Gefahr, daß wir unseren Dampfer verlieren würden, denn die Schleppverbindung hatte praktisch aufgehört. Die „Gry“ gierte und schien sich quer zur Stromrichtung legen zu wollen. Sie war auch nahe daran, aber es gelang ihr zum Glück nicht mehr, denn da hatten wir bereits die Stelle erreicht, an der der Schnellstrom auf den hereinkommenden Flutstrom stößt. Die Trosse kam wieder steif und die Schleppverbindung wieder zum Tragen. Die letzte Biegung durchfuhren wir in einem neuen Augenblick des Aufklarens, so daß wir die Feuer, die uns in die offene See leiteten, deutlich in Sicht bekamen.

Die einzige Gefahr bestand jetzt nur noch darin, daß ein Patrouillenboot der Marinestation auf der Drake-Insel uns anhalten würde. Aber das Glück blieb uns treu. Wieder fiel der Nebel über uns her. Es war dick und düster und nicht einmal mehr die Hand vor Augen zu sehen. Wir liefen volle Kraft voraus, bis wir an den Bewegungen des Schleppers merkten, daß wir auf See waren. Dann legten wir den Kurs

herum auf den verabredeten Treffplatz. Möglicherweise selbst das Heulen des großen Nebelhorns auf der Nonnenspitze nicht mehr zu hören. Wir waren weit draußen in See.

Kurz vor Tagesanbruch, als der Himmel wieder Farbe bekam, und es hell zu werden begann, lichtete sich der Nebel und versprach einen schönen Morgen. Julius Caesar Tollit trat aus seiner Kabine heraus zu uns. Er ging wie ein Körper ohne Seele. Ich habe nie einen Mann so gebrochen gesehen wie ihn.

Harry übergab das Ruder an Hawky und sprach mit seinem Kapitän.

„Na, wie geht es, Joe?“

„Ich habe dich gestern abend vor dem Rest sitzen lassen“, antwortete Tollit, „aber ich sehe, du hast uns auch so durchgebracht.“

„Ach, das war gar nichts“, sagte Harry. „Der Nebel war nicht schlimm, und das Fahrwasser erst recht nicht der Rede wert, überall Wasser genug.“

„Ich habe darüber nachgedacht“, sagte Tollit. „Ein Mann, der Schnaps in den Aldern hat, sollte sich nie Kinder anschaffen. Mein Vater war Bootsmann und war Trinker, an Land niemals nüchtern, und ich bin auch ein Trinker. Eine Flasche Rum oder Branntwein sieht aus wie gefärbtes Wasser. Es muß ja auch mal Regenwasser gewesen sein. Aber es ist

kein Wasser. Es ist Gift, und es läuft durch die Adern von Männern und deren Kindern. Was ist das erste, was Kinder vor allem haben sollten? Nicht Essen, nicht Zeug, nicht das Dach überm Kopf noch die Schule, sondern gute saubere Eltern, die kein Gift in sich haben. Mein Vater hatte das Kungift in sich, und daher habe ich es, und von mir hat es mein Sohn. Er hat ein Autogeschäft angefangen, und jetzt haben sie ihn, weil er in der Betrunktheit zu schnell gefahren ist, wegen fahrlässiger Tötung eingesperrt. Stattdessen aber hätten sie mich, ganz allein mich und vor mir meinen Vater einsperren sollen.“

Er wandte zur Seite und starrte in die aufgehende Sonne.

„Joe weiß nur zu genau, und es trifft ihn schwer“, erklärte Harry, „daß sein Sohn, auf den er so stolz sein möchte, ein Kaufbold und Sumpfhuhn ist, sowie er Geld in den Fingern hat.“

Tollie kam zu uns zurück. „Ich sehe ein“, sagte er, „nur wenige Menschen haben das Recht, Kinder zu bekommen. Die aber, die sich das Recht nehmen, müssen dafür leiden. Meine Ehe begann mit Ertrunkenheit. Wenn ich nicht so betrunken verliebt gewesen wäre, hätte ich nie meine Jane um ihre Hand gebeten, und dies alles wäre nicht gewesen.“

„Joe, Joe“, meinte Harry beruhigend, „sie hätte dich auch ohne deine betrunkene Verliebtheit ge-

nommen. Aber Liebe macht nun einmal betrunken ohne Rum, und kein Mensch entgeht seinem Schicksal.“

„Nein, nein“, entgegnete Tollid, „das ist wie beim Gipsgießen. Kinder sollten nur in guten Formen gegossen werden, aber ich bin eine schlechte Form, die in den Müllkasten gehört. Doch“, fügte er hinzu und straffte sich, „wir wollen die ‚Gry‘ aufkommen lassen. Der junge Herr hier und die Dame möchten sicher gerne zu ihren Freunden an Bord, und wir wollen die Hafentrosse einholen und eine lange Seeleine hinübergewen.“

Er brachte den Schlepper längsseit der „Gry“, so daß Señora Grau und ich über die Jakobsleiter aufentern konnten.

Ich löste Tom am Ruder ab, während der Schlepper wieder vorausging. Dann kam die Sonne über den Horizont. Der Nebel wurde immer dünner. Die Graus gingen unter Deck, um das Frühstück für uns zu besorgen. Wir waren weitab von Land. Es lag hinter uns im Dunst, über dem die Bergspitzen schwammen wie rosa Wolken. Mir fiel ein, daß zu dieser Stunde bereits die barbaranischen Zerstörer die See nach uns absuchen und daß sie, wenn der Nebel sich weiter lichtete, uns sichten würden.

„Tom“, fragte ich, „wie hast du das gestern abend nur fertig gebracht? Was geschah, als du an Bord kamst?“

Tom war abgespannt und müde und blaß, dennoch lächelte er bei meiner Frage. „Sie rissen sich fast die Beine aus, als sie meine Goldlizen zu sehen kriegten“, erzählte er. „Der Leutnant war mit seiner Gig-befazung an Land, und der Wachhabende war betrunken. Ich geigte ihm erst einmal gehörig den Marsch. Dann befahl ich ihm, die Kompaßlampen in Ordnung zu bringen, Lichter zu setzen, die Trosse überzunehmen und vorne alles klar zum Slippen zu machen. Er hatte solche Angst vor einer Bestrafung, daß er sofort losging und auch die andern auf den Trab brachte. Es waren ausgezeichnete Leute. Ich glaubte schon, sie würden Verdacht schöpfen, als ich sie nach unten schickte, um ihre Sachen zu packen, aber nein, sie ließen sich wie die Hammel mit der Barkasse davonfahren. Dein Plan, Charles, hat vom ersten Augenblick an wie ein Zauber gewirkt.“

Die beiden Graus kamen mit einer Kanne heißen Kaffee, Graubrot, Honig und Früchten auf die Brücke. Die stets gut angezogene Señora Grau erschien geradezu elegant. Grau sah dagegen aus, als ob er im Kettenkasten gelegen hätte. Seine Uniform war hin. Wir frühstückten noch, als Tom plötzlich ausrief: „Da ist die Flottille!“ und auf vier kleine schwarze Flecke voraus wies.

Wenige Minuten später waren sie bei uns, vier Zerstörer, die man uns zur Bedeckung geschickt hatte.

Sie begleiteten uns nach El Puño hinein. Von dort brachte mich ein Flugzeug über die Grenze und ein schwerer Wagen zurück nach Santa Barbara. Vierundfünfzig Stunden, nachdem wir die Straße des Herzogs von Rivas verlassen hatten, war ich wieder im Klub. Keinem Menschen kam auch nur der Verdacht, daß ich an der Entführung der „Gry“ teilgenommen haben könnte. Ich erkundigte mich auch nicht näher danach, aber durch Herumhören erfuhr ich, daß man deren Verschwinden erst fünfzehn Stunden nach unserer Abfahrt bemerkt hatte.

Unsere Abkommandierten waren, wie befohlen, in die Kaserne gegangen. Der Leutnant war beim Empfang gewesen, hatte dann die Nacht im Klub geschlafen und erst am Nachmittag versucht, an Bord zurückzufahren. Als er sein Schiff suchte, hatte ihm einer von der Besatzung erzählt, die „Gry“ sei während der Nacht von einem höheren Offizier übernommen worden. Der Leutnant würde sich mit dieser Auskunft zufrieden gegeben haben, wenn er nicht sein ganzes Zeug an Bord gelassen hätte, und erst sein Herumfragen erregte bei dem einen oder anderen den Verdacht, daß es mit der „Gry“ doch wohl nicht so ganz geheuer sein könnte. Aber der Hafensadmiral war um diese Zeit bereits nach Hause, auf das Land, gefahren, und sein Büro bis zum nächsten Morgen geschlossen. In dem gleichen

Augenblick, als wir in El Puño an der Raje festmachten, erfuhr in Santa Barbara die Admiralität von dem Verschwinden des Schiffes. Da war es allerdings zu spät, um noch irgend etwas zu unternehmen, als Krach zu machen und Wutanfälle zu kriegen.

Die Maschinengewehre der „Gry“ beendeten den Bürgerkrieg von Santa Ana, indem sie in einem Gefecht bei den Salzgruben in der Nähe der Stadt die Armee des Präsidenten vernichteten. Der Präsident dankte ab und floh aus dem Lande. Toms Partei triumphierte. Der „Glasher“ und seine Besatzung wurden von der Marine übernommen und sind noch heute in El Puño. Doch das gehört schon nicht mehr zu meiner Geschichte. Ich wollte euch nur erzählen, wie wir damals die „Gry“ gekapert haben.



